



# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

33. JAHRGANG 2 | 2004





Die Kirche St. Verena in Meckenbeuren-Kehlen (Bodenseekreis).

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt  
des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg

2/2004 33. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt  
Baden-Württemberg,  
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.  
Verantwortlich im Sinne des Presse-  
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck  
Schriftleitung: Dr. S. Leutheuber-Holz  
Stellvertreter: Dr. Chr. Unz  
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,  
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,  
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,  
Dr. D. Zimdars.  
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,  
Stuttgart  
Gestaltung und Herstellung:  
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart  
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,  
Nicolaus-Otto-Straße 14,  
89079 Ulm-Donautal  
Postverlagsort: 70178 Stuttgart  
E-mail: nachrichtenblatt@lda.bwl.de  
Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Auflage: 20 000  
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei  
gebleichtem Papier  
Nachdruck nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Landesdenkmal-  
amtes. Quellenangaben und die Über-  
lassung von zwei Belegexemplaren  
an die Schriftleitung sind erforderlich.  
Bankverbindung:  
Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).  
Verwendungszweck:  
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.  
bei Adressenänderung, wenden Sie  
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner  
(Tel. 07 11/66463-203, Montag bis  
Mittwoch).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage  
der Denkmalstiftung Baden-  
Württemberg bei. Sie ist kostenlos  
bei der Geschäftsstelle der Denk-  
malstiftung Baden-Württemberg,  
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,  
erhältlich.

# Inhalt

- 65 Editorial  
Volker Osteneck
- 67 Was ist moderne Baukunst? –  
Eine Siedlung vor Gericht  
Der Verwaltungsgerichtshof Mannheim  
bestätigte die Kulturdenkmaleigen-  
schaft der Karlsruher Wohnsiedlung  
„Im Eichbäumle  
Clemens Kieser
- 73 Auf den Spuren jüdischer Ge-  
schichte in Konstanz:  
Die Auswertung der Grabungen  
am Fischmarkt und die Entdeckung  
eines jüdischen rituellen Tauchbades  
des späten Mittelalters  
Jochem Pfrommer
- 81 Die Peterskapelle in Tauber-  
bischofsheim  
Neue Erkenntnisse bei der Restaurie-  
rung des ältesten Kirchenbaus  
der Stadt  
Judith Breuer
- 88 Risse in der evangelischen Kirche  
von Aich  
Bauhistorische Untersuchung,  
Verformungsanalyse und Maßnahmen  
zur Bestandssicherung  
Günter Eckstein / Andreas Stiene
- 101 Die Insel Mainau  
Kernbereich und Teile des historischen  
Parks jetzt als Kulturdenkmal von  
besonderer Bedeutung geschützt  
Petra Wichmann / Bertram Jenisch
- 114 Fünf vor Zwölf für die ehemalige  
Schiggendorfer Schmiede  
Meersburg-Schiggendorf, Gebhards-  
weilerstraße 18  
Joachim Faitsch / Volker Caesar
- Denkmalporträt
- 121 Nach Dienstschluss darf der Soldat  
Bürger sein  
Das Mehrzweckgebäude "Küche I"  
der ehemaligen Eberhard-Finckh-  
Kaserne in Engstingen  
Iris Fromm-Kaupp
- 123 Wie eine Siedlung im Dorf  
Die katholische Kirche St. Verena  
in Meckenbeuren-Kehlen  
Michael Ruhland
- 125 Leben mit Kunst  
Haus und Sammlung Domnick  
in Nürtingen  
Dieter Büchner
- 127 Personalia
- 127 Mitteilung
- 128 Ausstellungen
- 130 Buchbesprechung

# Editorial

Volker Osteneck

*„Denken – Schützen – Denkmalschutz“  
(Auto-Aufkleber zum Denkmalschutzjahr 1975)*

Ein Schwerpunkt des vorliegenden Heftes liegt auf Fragen zur Erfassung und Bewertung der Architektur der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, genauer der 1960er-Jahre. Anlass dazu ist ein im letzten Jahr ergangenes Urteil des Verwaltungsgerichtshofs in Mannheim zum Denkmalwert der Siedlung „Im Eichbäumle“ in Karlsruhe. Über Siedlung und Prozess wird ausführlich berichtet. Um die Bedeutung, die das Urteil allgemein für die Bewertung von Kulturdenkmälern hat, zu umreißen, zunächst ein Blick zurück.

Als im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz mit der Schlagzeile „Unser Lebensraum braucht Schutz – Denkmalschutz“ dafür warb, auch Bauten der so genannten Gründerzeit als Kulturdenkmale zu betrachten, kam dies für viele überraschend, konnten doch Bauten, die vordem (und zum Teil noch heute) als „Stilmischmasch“, ja als „Baukitsch“ abgetan worden waren, nunmehr als Kulturdenkmale gelten. Mit diesem Schritt war das Tor zum 20. Jahrhundert als einer Zeit, die auch Denkmale hervorgebracht hat, endgültig aufgestoßen.

Folgerichtig wurden dann auch Bauten aus den 1920er-Jahren als Kulturdenkmale festgestellt, während die Beschäftigung mit Bauten der NS-Zeit etwas zögerlicher verlief. In den 1980er-Jahren fiel eine zweite wichtige Schranke, indem zunehmend auch Bauten der Nachkriegszeit in den Rang von Denkmalen kamen. Das Nationalkomitee prägte 1987 als Appell für deren Erhaltung das Schlagwort „Nicht wegwerfen“. Irritiert mussten viele feststellen, dass sie älter waren als die jetzt neu in das Licht gerückten Kulturdenkmale. Ihnen wurde so erst richtig bewusst, dass das Denkmalschutzgesetz in Baden-Württemberg wie in den entsprechenden Gesetzen der meisten anderen Bundesländer keine zeitliche Begrenzung kennt.

Kann demnach ein gerade erst fertig gestelltes Gebäude den Rang eines Kulturdenkmals besitzen? Grundsätzlich ja, denn nach unserem Denkmalverständnis ist dem Kulturdenkmal seine Denkmaleigenschaft eigen: dies muss von den Fachleuten gewissermaßen entdeckt werden. Jede Generation wird, aufbauend auf den Erfahrungen der vorigen, sich ihre eigenen Kriterien erarbeiten und sich einen Überblick über das historische

Erbe verschaffen, um durch wertende Vergleiche Kulturdenkmale herausfinden zu können, und zwar nicht nur für die jeweils jüngste, sondern auch für ältere Epochen. Der notwendige Überblick bedingt von sich aus einen gewissen zeitlichen Abstand, denn die Denkmaleigenschaft muss nicht nur festgestellt, sondern auch fachlich begründet werden.

Seit der Mitte der 1980er-Jahre hat der Verwaltungsgerichtshof Mannheim in seiner Rechtsprechung Kriterien für die im Denkmalschutzgesetz genannten Begriffe „wissenschaftlich“, „künstlerisch“ und „heimatgeschichtlich“ sowie das sich daraus ergebende „öffentliche Erhaltungsinteresse“ entwickelt. Diese Kriterien sind vom Landesdenkmalamt fachlich auszufüllen. Das Denkmalschutzgesetz ist der gesetzliche Rahmen für die in der Landesverfassung stehende Pflicht des Landes zur Erhaltung der Kulturdenkmale, und, um mit den Worten des Verwaltungsgerichtshofs zu reden: *„Der Begriff des Kulturdenkmals ist nach allgemeiner Auffassung ein unbestimmter Rechtsbegriff wertenden Inhalts, dessen Anwendung uneingeschränkt der gerichtlichen Kontrolle unterliegt“*. Die Fachinstanz wird also von einer Instanz kontrolliert, die „im Namen des Volkes“ spricht. Es ist unsere Aufgabe, unser denkmalpflegerisches Anliegen so klar und überzeugend zu artikulieren, dass es akzeptiert wird.

Zur Architektur der 1960er-Jahre an dieser Stelle nur kurz einige Hinweise: Ein Blick in die 2003 erschienene Broschüre von Rolf Lange, die in diesem Heft besprochen wird, lässt einen staunen über die stilistische Vielfalt dieser Jahre. Sie umfasst Beispiele der „zweiten Moderne der Architektur“, etwa Bauten von Egon Eiermann (Nachrichtenblatt 2000, S. 261–263), Experimente in Formen und Materialien, wie etwa die Villa Schatz in Baden-Baden (Nachrichtenblatt 2003, S. 185) oder Frei Ottos Institut für leichte Flächentragwerke in Stuttgart-Vaihingen, einem Vorgänger der Münchner Olympiabauten. Ein weiteres Charakteristikum ist eine starke Plastizität vieler Bauten, gekennzeichnet durch deutliches Hervorheben einzelner Bauteile bis hin zum Begreifen des ganzen Baus als Plastik, wobei der Baustoff Beton als schalungsrau gebliebener Sichtbeton („beton brut“) eine große Rolle spielte und zur Stilbezeichnung „Brutalismus“ führte. Beispielhaft hierfür können die in diesem Heft vorgestellten Bauten St. Verena in Meckenbeuren-Kehlen und die Sammlung Domnick in Nürtingen oder die Kirche

auf dem Feldberg von Disse (Nachrichtenblatt 1988, S. 85) und die Realschule in Tübingen-Deendingen von Ostertag (Nachrichtenblatt 2001, S. 162) stehen. Für die 1960er Jahre ist – neben dem Bauen mit Modulen und Rastern – weiter typisch das Bemühen um verdichtete Bauweisen, sei es in die Höhe oder, wie es die Karlsruher Siedlung „Im Eichbäumle“ zeigt, flächenhaft in die Breite.

Wir stehen im Erarbeiten von Bewertungskriterien noch am Anfang. Deshalb ist es sehr erfreulich, dass im Fall „Eichbäumle“, der zur ersten Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofs über Nachkriegsarchitektur führte, die Darlegungen des Denkmalamtes als überzeugend anerkannt wurden. Für die Bewertung von Siedlungen der Nachkriegszeit ist hier eine wichtige Grundlage geschaffen worden, auf die man sich in Zukunft stützen kann.

Das Urteil des Verwaltungsgerichtshofs vom 11. Dezember 2002 kann uns darüber hinaus auch noch Folgendes lehren:

1. Die Inventarisierung kann und darf sich nicht auf eine reine Listenerfassung beschränken, sondern sie muss die Möglichkeit behalten, durch vertiefte Forschungen zur Kenntnis von Denkmälern und Denkmalgattungen beizutragen. Es wäre fatal, sich in Zukunft ausschließlich auf wissenschaftliche Hilfe von außen, etwa von Universitäten, verlassen zu müssen.

2. Inventarisierung hat ihre eigene Methode. Sie geht systematisch-topographisch vor und kann sich deshalb nicht ausschließlich aktuellen Einzelfällen widmen. Gerade die Beschäftigung mit der Architektur der Nachkriegszeit zeigt, wie wichtig – und letztlich rationell – eine systematische Arbeit ist, um zu fachlich abgesicherten Erkenntnissen zu gelangen. Andernfalls verliert die Denkmalpflege ihre wissenschaftliche Grundlage.

3. Das Gericht hat wiederum deutlich die fachliche Unabhängigkeit des Denkmalamtes herausgestellt. In dem Urteil heißt es wörtlich: „*Greifbare Anhaltspunkte, die aus der Sicht der Klägerin bei vernünftiger Würdigung Anlass sein könnten,*

*an der Unvoreingenommenheit und Objektivität der – in ihrer Tätigkeit und Beurteilung an das Denkmalschutzgesetz gebundenen und der Beklagten (gemeint die Stadt Karlsruhe als untere Denkmalschutzbehörde) gegenüber nicht weisungsabhängigen – Vertreter des Landesdenkmalamtes zu zweifeln, sind weder dargetan worden noch sonst ersichtlich.*“

Diese Unabhängigkeit sehe ich nun durch die geplante neue Verwaltungsstruktur gefährdet. Bisher war in Baden-Württemberg der Denkmalschutz wie in den meisten anderen Bundesländern so organisiert, dass die Fachkompetenz (Landesdenkmalamt) neben der Entscheidungskompetenz (untere und obere Denkmalschutzbehörden) stand. Ab 2005 wird die Fachkompetenz durch Eingliederung in die Regierungspräsidien der Entscheidungskompetenz zugeordnet. Da Regierungspräsidien als höhere Denkmalschutzbehörden in Streitverfahren auch auf der Seite der Beklagten sein können, ist meines Erachtens sehr in Frage gestellt, ob in Zukunft die Verwaltungsgerichtsbarkeit angesichts der offenkundigen Weisungsabhängigkeit den Fachleuten noch Unvoreingenommenheit und Objektivität bescheinigen wird. Sicher ist davon auszugehen, dass in der Mehrzahl der Fälle die Kontinuität der denkmalpflegerischen Praxis gewahrt bleibt. Aber steht nicht zu befürchten, dass nach dem Prinzip „eine Behörde – eine Stimme“ die Fachleute, sollte eine denkmalrechtliche Entscheidung gegen sie gefällt werden, ihre Argumente künftig nicht mehr öffentlich vorbringen können?

Zur Beibehaltung einer einheitlichen Landesdenkmalpflege ist ein fachlicher Austausch über die Verwaltungsgrenzen hinweg dringend geboten und sollte künftig institutionell abgesichert sein. Wünschen wir uns einen langen Atem und die Chance, trotz widriger Bedingungen immer wieder unsere Belange überzeugend artikulieren und durchsetzen zu können. Mehr denn je sind wir jetzt angewiesen auf die tatkräftige Unterstützung von allen, die im Land Verantwortung für Kulturdenkmale spüren.

# Was ist moderne Baukunst? – Eine Siedlung vor Gericht

## Der Verwaltungsgerichtshof Mannheim bestätigte die Kulturdenkmaleigenschaft der Karlsruher Wohnsiedlung „Im Eichbäumle“

*Verwaltungsrecht sei, so meinen viele, das Recht der Verwaltung. Das stimmt jedoch nur sehr eingeschränkt. Vielmehr ist es das Recht des Bürgers gegen die Verwaltung, denn er muss unerwünschte Behördenentscheidungen nicht hinnehmen, sondern kann widersprechen und vor Gericht ziehen. Ursache des hier geschilderten Streitfalles war eine nicht genehmigte Aufstockung eines eingeschossigen Wohnhauses. Dennoch konzentrierte sich der gerichtliche Wortstreit bald auf die Kulturdenkmaleigenschaft der Siedlung „Im Eichbäumle“, und es wurden nicht baurechtliche, sondern sehr aktuelle ästhetische und kunstwissenschaftliche Fragestellungen erörtert: Ist diese jüngere Karlsruher Siedlungsarchitektur der Moderne anerkannte Baukunst? Können Wohnhäuser der Sechzigerjahre überhaupt Kulturdenkmale sein? Wenn ja, ist die Gesellschaft verpflichtet, diese zu erhalten? Für das Landesdenkmalamt war es dabei überaus bedeutsam, dass die Kläger die Objektivität der Behörde als Fachgutachterin bezweifelten und vor Gericht zu klären suchten.*

Clemens Kieser

Jeder Mensch kann Bauherr werden, wenn ihn die öffentlich-rechtlichen Vorschriften nicht daran hindern. Schon 1995 musste die Eigentümerin eines Flachbaus in der Siedlung „Im Eichbäumle“ hinnehmen, dass die Stadt Karlsruhe die beantragte Teilaufstockung nicht genehmigte. Grundlage der Entscheidung war nicht das Bauordnungs- bzw. das Bauplanungsrecht, sie standen der Aufstockung nicht entgegen. Vielmehr war es das Denkmalschutzgesetz, denn das Landesdenkmalamt hatte die Denkmaleigenschaft der Siedlung „Im Eichbäumle“ in der Karlsruher Waldstadt festgestellt und mit der Stadt Einvernehmen erzielt.

### Die Untersagung

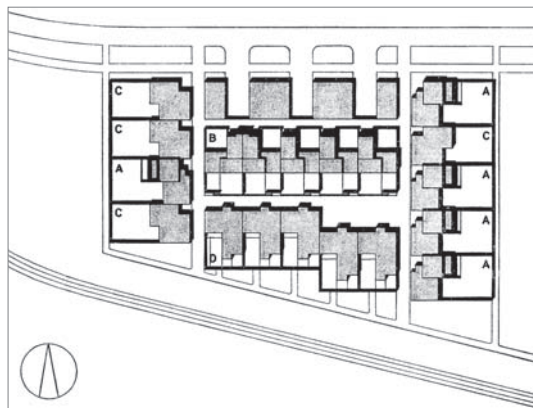
Gegen die verweigerte Aufstockung des Hauses wurde Klage eingereicht. Das Landesdenkmalamt war aufgefordert, dem Karlsruher Verwaltungsgericht die Gründe für die Kulturdenkmaleigenschaft der Siedlung und die Notwendigkeit ihrer Erhaltung darzulegen. Die Richter wollten allerdings den Argumenten nicht folgen und verlangten ein Gutachten eines weiteren Sachverständigen, den die Kläger vorschlagen durften. In seiner

ausführlichen Expertise gelangte der Fachmann, ein Architekt und Hochschullehrer der Universität Kaiserslautern, indessen ebenfalls zu dem Ergebnis, dass die Siedlung „Im Eichbäumle“ tatsächlich die Qualitäten eines Kulturdenkmals besitze. Dennoch gab das Gericht der Klage im Juli 2000 statt. Das Urteil gab der Stadt Karlsruhe auf, die Aufstockung zu genehmigen und befand zudem, dass es sich keineswegs um ein Kulturdenkmal handle. Für die Stadt Karlsruhe als un-

*1 Platz ohne Autos:  
Der zentrale Platz der  
Siedlung „Im Eichbäum-  
le“. Die Schatten spen-  
denden Bäume und die  
Sitzbänke laden zum  
Verweilen ein und tragen  
zum Wohnwert bei.  
Ein Blick nach Westen.*



2 *Übersichtsplan der Siedlung „Im Eichbäumle“: Die Buchstaben A bis D geben die Lage der vier Haustypen an.*



tere Denkmalschutzbehörde war dieses Verdikt ärgerlich, mehr noch für das Landesdenkmalamt, das in der Entscheidung gegen ihr eigenes und gegen ein Fremdgutachten die fachlichen Grundsätze der Denkmalpflege in Baden-Württemberg gefährdet sah. Das Gericht hatte entschieden, ohne eine Ortsbesichtigung der Siedlung vorgenommen zu haben.

Die von den Gutachtern im Prozess vorgetragenen wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Begründungen wurden im Urteil zurückgewiesen, das öffentliche Interesse an der Erhaltung der Siedlung verneint. Ihren Seltenheitswert, ihr hohes Maß an Originalität in der Planung konnte das Gericht ebenfalls nicht erkennen. Doch damit nicht genug, die Richter relativierten schließlich die Tragweite der beabsichtigten Baumaßnahme: Durch die Aufstockung näherte sich das Haus der Klägerin einem anderen in der Wohnsiedlung vorhandenen Haustyp an und sei dadurch auch ästhetisch verträglich, denn die Siedlung bestehe ohnehin aus der Kombination von 19 Häusern vier unterschiedlicher Typen. Im Oktober 2000 reichte die Stadt Karlsruhe Berufung gegen das Urteil ein, das zwei Fachgutachten negiert habe und insgesamt fachlich fehlerhaft sei. Das Landesdenkmalamt unterstützte die Stadt mit einer erweiterten Expertise, die durch neuere Erkenntnisse und Belege untermau-

ert werden konnte. Der Verwaltungsgerichtshof wertete die vorgetragenen Kritikpunkte als berechtigt und ließ den Fall „Im Eichbäumle“ zur Berufung zu.

Im Dezember 2002 tagten die zuständigen Richter des VGH Mannheim ausnahmsweise im Karlsruher Verwaltungsgericht, um im Anschluss an die mündliche Verhandlung die Siedlung „Im Eichbäumle“ selbst in Augenschein nehmen zu können. Das Landesdenkmalamt erhielt für zwei Stunden die Gelegenheit, dem Senat seine Argumente zur Kulturdenkmaleigenschaft der Siedlung zu erläutern und Fragen der Richter und der Klage ausführlich zu beantworten. Die Baugeschichte der Siedlung und die architekturkünstlerische sowie wissenschaftliche Begründung konnten in der Berufungsverhandlung noch einmal dargelegt werden.

### Das Kulturdenkmal

Die Siedlung „Im Eichbäumle“ wurde im Rahmen der 1967 in Karlsruhe durchgeführten Bundesgartenschau als Mustersiedlung gebaut, mit der die innovativen Möglichkeiten des verdichteten Siedlungsbaus vorgeführt werden sollten. Geplant und ausgeführt wurde das Projekt von den Architekten Dorothea und Peter Haupt sowie von Ernst Jung. Peter Haupt, der Sohn des Architekten und ehemaligen Direktors der Akademie der Schönen Künste in Karlsruhe und Professors an der TH Karlsruhe, Otto Haupt, war seit 1966 Professor an der TU Berlin-Charlottenburg, arbeitete jedoch weiterhin auch im Büro seines Vaters. Ernst Jung, ein Schüler von Sep Ruf und Egon Eiermann, war von 1958–61 Assistent bei Peter Haupt an der TH Karlsruhe gewesen. Haupt entwarf zwei der vier Haustypen, seine Frau Dorothea und Ernst Jung jeweils einen, wobei Letzterer auch die Anordnung der Gebäude koordinierte. Insgesamt wurden zehn Wohngärten entworfen und für die Ausstellung gestaltet, die künstleri-

3 *Autofreies Wohnen: Einer von drei Garagenhöfen im Norden. Die Bewohner erreichen ihre Häuser zu Fuß.*

4 *Wohnhaus Typ C: Mit 135 m<sup>2</sup> Wohnfläche und 386 m<sup>2</sup> Grundstücksfläche der größte der vier Typenbauten in der Siedlung. Das weit überstehende Dach über dem Eingang verleiht der Fassade räumliche Tiefe.*





5 Die Platzanlage von Norden aus gesehen: Rechts eingeschossige Wohnhäuser des Typ D mit 108 m<sup>2</sup> Wohnfläche und 245 m<sup>2</sup> Grundstücksfläche, links Gebäude des Typ C.

sche Leitung hatte dabei der Gartenarchitekt Wolfgang Siegmann aus Hannover, der auch selbst entwarf und die Arbeiten seiner eingeladenen Kollegen arrangierte. Bauherrin der Siedlung war die Hausbau Wüstenrot GmbH aus Ludwigsburg, sie übernahm die Vorfinanzierung und Vermarktung. Unmittelbar nach Ende der Bundesgartenschau gingen die Wohnhäuser in Privatbesitz über.

Wichtiges Ziel der Planung war, für die Bewohner die hohe Wohnqualität des freistehenden Einfamilienhauses zu gewähren, jedoch mit wesentlich geringerem Flächenverbrauch und daher niedrigeren Kosten. In der in den 1960er-Jahren wirtschaftlich erblühenden Bundesrepublik rückten die Belastungen durch den stark angewachsenen Autobesitz erstmals in das Blickfeld der Öffentlichkeit. Alexander Mitscherlichs 1965 erschienenes Buch „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ muss in dieser Hinsicht als eindringlichste Formulierung des Zeitgeistes gelten. Unter dem Eindruck dieser damals sehr aktuellen Fragen entwarfen die Architekten „Im Eichbäumle“ als autofreie Siedlung. Die Bewohner sollten ihre Kraftfahrzeuge in den Garagenhöfen an der Straße zurücklassen und die Häuser zu Fuß erreichen. Ihre Modellhaftigkeit als „Prototyp“ beweist die Anlage dadurch, dass für lediglich 19 Wohneinheiten vier verschiedene Haustypen entworfen wurden. Dies bedeutete einen verhältnismäßig unökonomischen Arbeitsaufwand. Vergleichbare zeitgenössische Siedlungen kamen mit lediglich ein bis zwei Haustypen aus, die dafür in erheblich höherer Stückzahl gebaut wurden. Eine Erweiterung der Siedlung in unmittelbarem Anschluss war geplant, kam aber nicht zustande.

Während der Bundesgartenschau waren fünf speziell eingerichtete Gebäude und zehn eigens angelegte Gärten für die Öffentlichkeit zugänglich. Noch heute wird die Anlage häufig von Architekten und Architekturstudenten besucht, sie ist etablierter Gegenstand der Hochschullehre geworden. Eine Tatsache, die im Gerichtsverfahren durch Studienarbeiten zur Siedlung belegt wurde.

Der besondere wissenschaftliche Aussagewert von „Im Eichbäumle“ konnte ferner durch die Ergebnisse der Arbeitsgruppe Inventarisierung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland untermauert werden. Die wissenschaftliche Arbeitsgruppe, ein mit Fachleuten aus den Landesdenkmalämtern besetztes Gremium, tagt regelmäßig, um nationale Kriterien zur Ausweisung von Kulturdenkmälern zu erarbeiten. Im Oktober 2000 waren die Fachleute turnusgemäß im Landesdenkmalamt Berlin zusammengekommen. Alleiniges Thema war dort die für alle Landesdenkmalämter hochaktuelle Frage der Bewertung von Wohnanlagen der Sechziger- und Siebzigerjahre. In mehreren Vorträgen wurden beispielhafte Wohngebäude und Siedlungen vorgestellt und diskutiert, darunter auch die Karlsruher Wohnsiedlung „Im Eichbäumle“. Alle versammelten Fachleute bestätigten in der Diskussion einhellig den Denkmalwert der Siedlung und stellten sie außerdem als Maßstab für die Bewertung von Wohnbauten der Sechzigerjahre heraus. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg legte das Tagungsprotokoll dem Senat des Verwaltungsgerichtshofes vor, der dieses ausdrücklich zur Urteilsfindung heranzog, obwohl die Klageseite Legitimität und Richtigkeit der Arbeitsergebnisse in Zweifel zog.



6 Durchgehend unverputzt: Das im Ziegelmaß geplante Mauerwerk verlangte vom Architekten und Maurer höchste Aufmerksamkeit.

7 Wohnhaus Typ D:  
Eingangssituation mit  
Oberlichtern. Der hervor-  
tretende Wandteil links  
der Türe dient im Haus  
als fest eingebauter Gar-  
derobenschrank. Alle  
Haustüren hatten wie  
die Fenster ursprünglich  
einen dunklen Holz-  
strich.



Dem Siedlungsprojekt lag, wie durch die Archi-  
tekteken selbst bestätigt wurde, ein Planungsra-  
ster von 1 x 1 Meter zugrunde. Aus diesem Ordnungs-  
prinzip sind alle Raumformen entwickelt worden.  
Als „modulares Planungskonzept“ bezog es sich  
unmittelbar auf die Ideen der klassischen Mod-  
erne. Das so genannte „metrische Modul“ leitete  
sich bei „Im Eichbäumle“ unmittelbar aus dem  
Ziegelmaß, d. h. von den Abmessungen des hier  
hauptsächlich verwendeten Kalksandsteins her.  
Kleinste Maßeinheit ist der einzelne Stein, aus  
dem sich alle Abmessungen der Gebäude rech-  
nerisch ergeben. Ein Kalksandstein ist 24 cm lang,  
mit einer Fuge von jeweils einem Zentimeter wird  
also mit vier Steinen genau ein Meter ausgefüllt.  
Das Gleiche gilt auch für die immer zum Meter  
kompatible Höhe und Breite der Steine. Dem Ge-  
richt wurde erläutert, dass die angewandte Bau-  
weise mit Kalksandsteinen sehr anspruchsvoll ist  
und einen enormen planerischen und bautech-  
nischen Mehraufwand bedeutet. Nicht selten lie-  
ßen Bauleiter schlampig hochgezogene Mauern  
wieder einreißen, denn die Wände blieben unver-  
putzt und sollten ihre handwerklich perfekte Kon-  
struktion aus Industriesteinen ehrlich zur Schau

8 Wohnhäuser Typ B:  
108 m<sup>2</sup> Wohnfläche,  
250 m<sup>2</sup> Grundstücks-  
fläche. Nur hier wurde  
ein zweites Geschoss  
turmartig ausgebildet.  
Neben im Niveau er-  
höhten Gärten zur Platz-  
seite hin besitzen die  
fünf Häuser des Typ B  
abgeschlossene Vor-  
höfe. Rechts sind die  
Garagenhöfe zu sehen.



stellen. Niemals sollten Steine geschnitten wer-  
den, die Mauerverbände sollten sich in ungestör-  
ter Makellosigkeit und Ordnung präsentieren. Bei  
aller dörflichen Idylle der Siedlung „Im Eich-  
bäumle“ – in planerischer Hinsicht handelt es sich  
um Stein gewordene Arithmetik, die ihre Prop-  
ortionen konsequent aus einer kleinsten Maßein-  
heit entwickelte: dem industriell genormten Kalk-  
sandstein. Der Senat des Verwaltungsgerichtsho-  
fes folgte diesen Erläuterungen in der mündlichen  
Verhandlung, ließ sie jedoch in der schriftlichen  
Urteilsbegründung unerwähnt.

Ihre besondere Qualität bezieht die Anlage aus  
der Konstruktion der vier verwendeten Haustypen  
und deren klugen Anordnung auf dem vorgege-  
benen Baugrund. Im Plan sind die Gebäude als A,  
B, C und D gekennzeichnet, in ihrer Größe variie-  
ren sie zwischen 100 und 130 Quadratmetern  
Wohnfläche, sie sind 1-, 1 1/2- sowie 2-geschossig,  
alle sind unterkellert und besitzen einen nicht ein-  
sehbaren Garten. Eine Besonderheit haben die  
zweigeschossigen Gebäude des Typs B mit ihrem  
erhöhten Gartenniveau. Da sie sich als einzige der  
Häuser zum Inneren der Siedlungsanlage orientie-  
ren, können sie durch diesen Kunstgriff ebenfalls  
nicht eingesehen werden, während die Bewoh-  
ner bequem einen Blick über die eigene Garten-  
mauer werfen können.

Die Klage hatte bemängelt, dass es sich bei den  
Flachdachbauten der Siedlung wohl kaum um ar-  
chitektonische Neuerungen handle. Tatsächlich, so  
wurde entgegnet, gehöre das wieder entdeckte  
Flachdach seit den Arbeiten der Bauhaus-Archi-  
tekteken bzw. Le Corbusiers in den 1920er-Jahren  
zum Formenkanon der modernen Architektur. Wes-  
entlich sei aber vielmehr die Inszenierung und  
Positionierung der vier unterschiedlichen, wohl  
proportionierten Haustypen aus unverputztem  
Kalk-Sandstein, Beton, Holz und Glas, innova-  
tiv die skulpturale Behandlung der Baukörper  
und der Fassaden.

Bereits in den 1920er-Jahren ließen sich die Archi-  
tekteken der klassischen Moderne durch einfache  
Wohnhäuser aus Südeuropa und Afrika inspie-  
riren. Sie entwarfen kubisch organisierte Flachdach-  
bauten mit grell weißem Wandanstrich. Auf der  
anderen Seite bekamen in den 1960er-Jahren im  
Zuge der wirtschaftlichen Erstarkung der Bundes-  
republik viele Menschen Gelegenheit, die ur-  
sprünglichen Quellen der modernen Architektur  
aus eigenem Augenschein kennen zu lernen: die  
volkstümliche Architektur Griechenlands, Marok-  
kos und der „Weißen Dörfer“ Andalusiens. Diese  
romantische Heiterkeit des Südens wird in der  
Siedlung durch die malerisch geöffnete Platzan-  
lage fühlbar, die, mit Sitzbänken und Schatten  
spendenden Bäumen versehen, zum Verweilen  
einlädt.



Monotonie und Tristesse, im Siedlungsbau der Erbauungszeit an der Tagesordnung, konnten die Planer vermeiden. Es gelang ihnen, durch homogene Materialien und Detailsbildungen den Eindruck von Einheitlichkeit in der Siedlung zu wahren, obwohl die einzelnen Haustypen sehr eigenständig realisierte Projekte sind. Die klare Fassadengestaltung lässt die Häuser in der Verschmelzung mit ihrer räumlichen Anordnung heiter, hell und erholsam erscheinen. Der meisterlich durchgebildeten Plastizität der Baukörper wesentlich sind die tiefen Vor- und Rücksprünge. Hier öffnen sich die Häuser zu den Eingängen mit weit überstehenden Flachdächern, dort führen fast schachtartige Zugänge zu den Haupteingängen und ermöglichen ein sinnliches Erleben von Rhythmus und Raumgestaltung. Die horizontale Dominanz der Flachdächer wird durch leichte Erhebungen in der Dachlandschaft in Form von Höhengsprüngen aufgelockert, ein ästhetischer Kunstgriff, der im Zusammenwirken mit den turmartigen Geschossbauten die perspektivische Staffelung und Tiefenwirkung der Siedlung unterstreicht.

„Aufgrund des Ergebnisses der mündlichen Verhandlung sowie des eingenommenen Augenscheins“, so vermerkt der Verwaltungsgerichtshof in seinem Urteil, „kann die künstlerische Bedeutung der Siedlung bejaht werden. Nach den Ausführungen des Sachverständigen des Landesdenkmalamtes in der Berufungsverhandlung besteht die besondere künstlerische Bedeutsamkeit der Anlage in der Konstruktion der verschiedenen Haustypen sowie der Anzahl und der Anordnung der Typen im Raum“. Die Siedlung sei ein „Dorf in der Stadt“, abseits des Straßenverkehrs. In künstlerischer Hinsicht sei die Anlage als begehbare Plastik oder Raumplastik und als Ausdruck von „Konzept-Art“ zu begreifen.

In der Beurteilung des Seltenheitswertes der Siedlung folgte der Senat des Verwaltungsgerichtshofs der „überzeugenden Einschätzung“ der Sachverständigen. Vergleichbare Wohnsiedlungen der Zeit erreichten in Planungsaufwand und -qualität nicht den Rang von „Im Eichbäumle“. Im Vergleich wurden zahlreiche andere, meistens zeitgleiche, insgesamt aber schlechter erhaltene Siedlungsprojekte diskutiert, bei denen es sich jedoch nur in wenigen Fällen auch um Kulturdenkmale handelte. Der vom Verwaltungsgericht zunächst abgelehnte Seltenheitswert der Anlage wurde in der Berufung nunmehr eingeräumt. Auch das vorher ebenfalls beanstandete „zu geringe Alter“ der Siedlung stehe ihrer Denkmalswürdigkeit nicht entgegen. Der Senat des Verwaltungsgerichtshofes konnte sich bei einer Ortsbesichtigung persönlich davon überzeugen, dass sich die Anlage in einem außerordentlich guten Erhaltungszustand überliefert hat. Weiter sahen



die Richter, dass die geplante Aufstockung des Hauses der Klägerin einen „Bruch“ mit dem architektonischen und künstlerischen Gesamtkonzept bedeute, der den schützenswerten Modellcharakter der Siedlung verunklären würde.

Mit seinem Urteil hob der Senat des Verwaltungsgerichtshofs den Spruch des Karlsruher Verwaltungsgerichts auf und bestätigte die Kulturdenkmaleigenschaft der Siedlung „Im Eichbäumle“ als Sachgesamtheit: „Nach der überzeugenden Beurteilung der Sachverständigen veranschaulicht die Siedlung „Im Eichbäumle“ die modellhafte Bewältigung der beschriebenen Aufgabenstellung in besonderer Weise, sodass ihr dokumentarische Bedeutung für die Wohnarchitektur und den Städtebau der 60er-Jahre mit hohem wissenschaftlichem Aussagewert insbesondere für Architektur und Architekturgeschichte zukommt.“

Die durch die Stadt Karlsruhe nicht genehmigte Aufstockung des Flachbaus sei deshalb „ermessensfehlerfrei“ erfolgt, also rechtmäßig. Dass die Siedlung 1967 als Exponat der Bundesgartenschau gedient habe, werde nicht bestritten, sei aber an den Gebäuden selbst nicht zu erkennen. Aus diesem Grunde mochten die Richter den heimatgeschichtlichen Argumenten für das Denkmal nicht folgen, akzeptierten jedoch ohne Abstriche die Begründung der Kulturdenkmaleigenschaft aus wissenschaftlichen und künstlerischen Gründen.

Für das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ist erfreulich, dass seine Sachverständigenkompetenz durch die Urteilsbegründung ausdrücklich bestätigt wurde. Nach dem Denkmalschutzgesetz sei, so der Verwaltungsgerichtshof, „in erster Linie das Landesdenkmalamt als Landesoberbehörde berufen, sachkundige Stellungnahmen zur

9 Wohnküche in einem Typ B-Haus: Die schalungsroh belassenen Betondecken treten in reizvollen Kontrast zu den dunklen Parkettböden.



10 Gartenanlage eines Typ C-Hauses: Durch Betonelemente gestaltete Anlage, die während der Bundesgartenschau 1967 zusammen mit neun weiteren Hausgärten der Siedlung zu besichtigen war.

Schutzwürdigkeit eines Kulturdenkmals abzugeben". Die Neutralität der gutachterlichen Aussagen des Landesdenkmalamtes war während der Verhandlungen durch die Klageseite immer bezweifelt worden.

Die Siedlung „Im Eichbäumle“ war in ihren Anfangsjahren angesichts der „nordafrikanischen“ Atmosphäre und ihrer schlicht wirkenden Innenräume auch Zielscheibe kritischer Äußerungen. Heute erfreut sich die Anlage bei ihren Bewohnern einer großen Akzeptanz. Das Konzept, die Vorzüge der Gemeinschaft mit größtmöglicher Wahrung der Privatsphäre zu verbinden, hat sich, beeinträchtigt durch geringfügige Bauschäden, bis heute überaus gut bewährt. Als verdichtete Flachbausiedlung der späten 1960er-Jahre kommt dem Bauprojekt „Im Eichbäumle“ ein hoher Rang als Denkmal moderner Architekturgeschichte zu.

#### Gerichtsurteile:

Verwaltungsgericht Karlsruhe, Urteil vom 11. Juli 2000, Az. 2 K 3242/96.

Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg, Urteil vom 11. Dezember 2002, Az. 1 S 968/01.

#### Beiträge in Kunst- und Bauzeitschriften:

Bundesgartenschau Karlsruhe 1967, Kunstwerk und Architektur (von Werner Goldschmit), in: *Werkkunst*, 2 (1967), S. 2–4; 40–41.

Walter Rossow: Die Gartenschau 1967 in Karlsruhe – Eine Gruppenarbeit, in: *Garten und Landschaft* (1967), S. 128f.

Helga Panten: Die Bundesgartenschauen. Eine blühende Bilanz seit 1951. Stuttgart 1967.

Max Beller: Karlsruher Wohnsiedlungen 1907–1967. In: *Garten und Landschaft* (1967), S. 123 ff.

Wohnhausgruppe in Karlsruhe, in: *Detail, Zeitschrift für Architektur, Baudetail und Einrichtung*, 4 (1968), S. 676–683.

Wohnhausgruppe „Im Eichbäumle“, Karlsruhe-Waldstadt. In: *KS Neues, Neues Bauen in Kalksandstein*. Hrsg. Kalksandstein Informations-GmbH und Co. KG 1 (1968).

Wohnhausgruppe „Im Eichbäumle“ in Karlsruhe-Waldstadt, in: *Baumeister*, 3 (1969), S. 276f.

#### Weiterführende Literatur:

Nagel, Siegfried und Siegfried Linke: Verdichtete Wohnformen. (DBZ-Baufachbücher 2) Gütersloh 1968.

Hugo Potyka: Verdichteter Flachbau. Stuttgart 1982.  
Rainer Müller: „Häuslebauer“, in: Karl Wilhelm Schmitt (Hrsg.), *Architektur in Baden-Württemberg nach 1945*, Stuttgart 1990, S. 84–105.

Heinz Schmitt: Stadtkern und Stadtteile: Das Beispiel Karlsruhe, in: Bernhard Kirchgässner und Heinz Schmitt (Hrsg.), *Stadtkern und Stadtteile*, Sigmaringen 1991, S. 9–16.

Martin Einsele und Andrea Kilian: *Stadtbausteine Karlsruhe. Elemente der Stadtlandschaft*. Karlsruhe 1997.

**Dr. Clemens Kieser**

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation*

*Moltkestraße 74*

*76133 Karlsruhe*

# Auf den Spuren jüdischer Geschichte in Konstanz:

## Die Auswertung der Grabungen am Fischmarkt und die Entdeckung eines jüdischen rituellen Tauchbades des späten Mittelalters

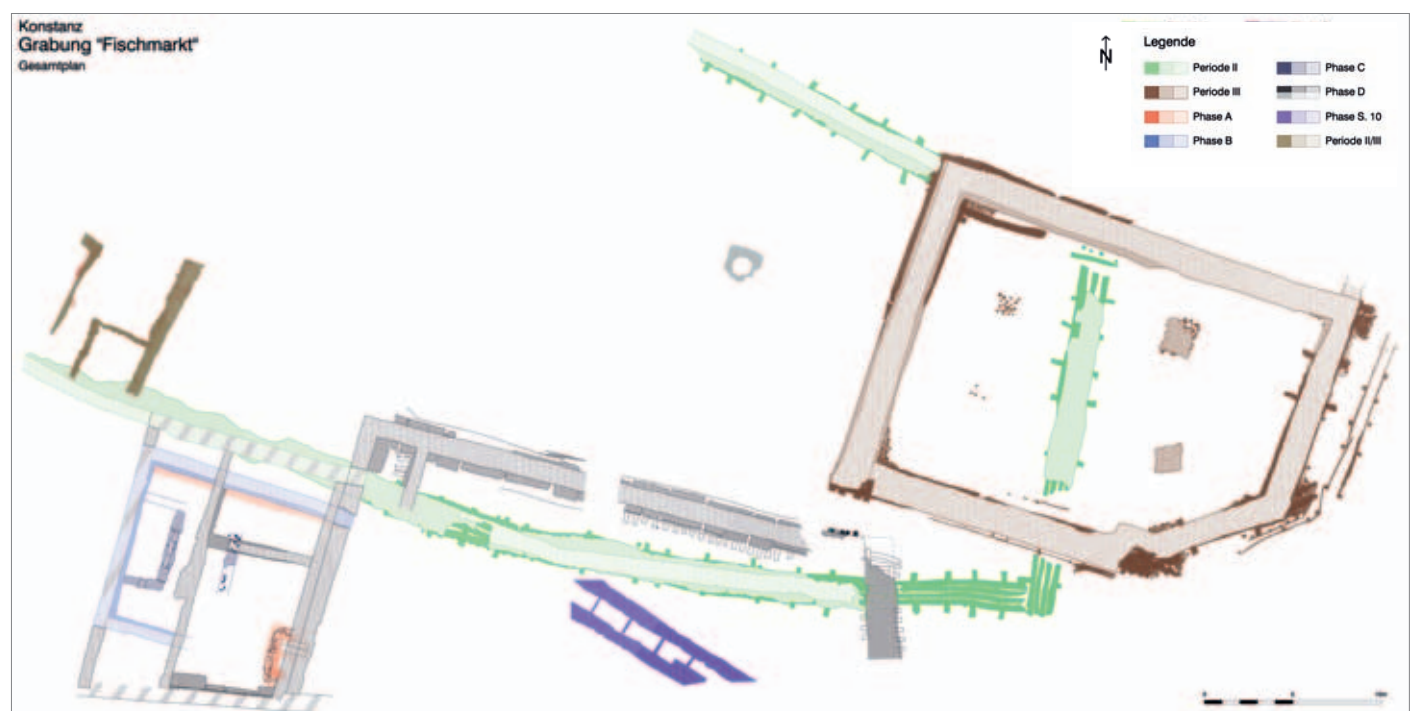
*Der Fischmarkt in Konstanz war in den Jahren 1984 bis 1986 Schauplatz einer der ersten Großgrabungen in einem mittelalterlichen Stadtkern in Baden-Württemberg. Die Grabung markiert den Beginn einer systematischen Stadtarchäologie in Konstanz, in deren Folge die mittelalterliche Altstadt zu einem Schwerpunkt der archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg wurde. Der Fischmarkt ist mit weit mehr als einer halben Million, zum Teil qualitativ herausragenden Fundstücken und einer ausgezeichneten Feuchtbodenerhaltung bis heute eine der bedeutendsten mittelalterlichen Fundstellen im süddeutsch-schweizerischen Raum. Dennoch konnte erst 1999 mit einer umfassenden Analyse der Befunde begonnen werden. Dabei wurden zahlreiche Entdeckungen gemacht, die nicht nur für die Geschichte der Stadt Konstanz von großem Interesse sind. Von besonderer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Entdeckung eines jüdischen rituellen Tauchbades, einer Mikwe.*

Jochem Pfrommer

Der Fischmarkt liegt im Osten der mittelalterlichen Altstadt von Konstanz (Abb. 2) und zwar in einem Bereich, der sich außerhalb des hochwassersicheren Altsiedellandes in der ehemaligen

Flachwasserzone des Bodensees befindet. Dieser Teil der Konstanzer Altstadt wurde seit dem 12./13. Jahrhundert mit umfangreichen Landgewinnungsmaßnahmen für eine dauerhafte Be-

1 Gesamtplan der Grabungsbefunde.





2 Ansicht der Stadt Konstanz von Süden mit Grabungsgelände; Spethsche Chronik von 1733.

siedlung zugänglich gemacht, was letztendlich eine Verdopplung des baulich nutzbaren spätmittelalterlichen Stadtareals mit sich brachte. Im Bereich Fischmarkt führte dies zu einer deutlichen Vergrößerung des Salemer Stadthofes in zwei

Etappen nach Osten (Abb. 1). Mit dem Bau der Arealmauer, dendrodatiert in die Jahre 1270/71, wurde eine in die Flachwasserzone hineinreichende, hochwassersichere Plattform planmäßig aufgeschüttet. In den Jahren 1311/12 wurde mit dem Bau der so genannten Herberge das Areal des Salemer Stadthofes noch einmal deutlich nach Osten vergrößert.

Die Abschnitte südlich des Stadthofes, im Bereich der Parzellen Münzgasse 4 und 2, verblieben im Gegensatz dazu noch in der Flachwasserzone des Bodensees. Eine erste Nutzung erfolgte hier zunächst als innerstädtische Mülldeponie. Darauf verweist nicht nur der außerordentliche Fundreichtum, sondern auch die Materialkonsistenz der Schichtbefunde, die eine sekundäre Deponierung von Latrinenehalten sowie die Primärentsorgung anderer Abfälle belegt. Detailliert nachvollziehbar ist das Wachstum der Mülldeponie von West nach Ost: Während die ersten Müllablagerungen auf der Parzelle Münzgasse 4 in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzen und im 1. Drittel des 15. Jahrhunderts beendet wurden, erfolgte die Nutzung der östlich davon liegenden Bereiche (Parzelle Münzgasse 2) als Mülldeponie noch bis in das 16. Jahrhundert hinein.

Die am Fischmarkt zutage getretenen Bau- und Schichtbefunde galten im Vergleich zu den Funden als eher unspektakulär, was vielleicht mit ein Grund gewesen sein mag, dass ihnen deutlich weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ihre Auswertung wurde vor dem Hintergrund der z. T. jetzt noch andauernden Fundbearbeitungen zwar durchaus immer als Desiderat angesehen, schien



3 Die schachtartige Eintiefung in der Südostecke des Schnittes. Im Bild rechts die z. T. bereits entfernte, Nord-Süd-verlaufende moderne Mauer. 1: erstes Dokumentationsniveau; 2: Zwischenniveau mit Holzkonstruktion (das vordere Brett ist bereits entfernt).



aber keinen wesentlichen Erkenntniszuwachs zu dem bereits 1987 erreichten Auswertungsstand zu versprechen.

Die vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg initiierte Befundauswertung hatte daher zunächst einmal zum Ziel, ein tragfähiges stratigrafisches Gerüst für die Auswertung der unterschiedlichen Fundgruppen zu erarbeiten. Es zeigte sich jedoch bald, dass auch der Befund noch einiges an bislang nicht erkanntem Aussagepotenzial zu bieten hatte. Dies betrifft unter anderem die systematischen Landgewinnungsmaßnahmen des 13. und 14. Jahrhunderts im Bereich des Salmannsweilerhofes, die beispielhafte und einzigartige Einblicke in die Dynamik der Entwicklung der Stadt Konstanz erlauben. Aber auch die Vorgänge in den sich südlich des Salmannsweilerhofes anschließenden Bereichen erscheinen jetzt in einem neuen Licht. Insbesondere auf Parzelle Münzgasse 4 ist die Entwicklung des Geländes von einer innerstädtischen Mülldeponie hin zu einem spätmittelalterlichen Baugelände mit komplexer Bauabfolge detailliert nachvollziehbar.

#### Die ersten Baustrukturen des 15. Jahrhunderts auf der Parzelle Münzgasse 4

Die archäologisch erfassten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Baustrukturen im Bereich der Parzelle Münzgasse 4 sitzen unmittelbar auf dem durch die Mülldeponierungen gewonnenen, statisch nicht unproblematischen Baugrund auf. Die ältesten Baubefunde selbst lassen sich einem älteren (Phase A) und einem jüngeren (Phase B) Bauabschnitt zuordnen (Abb. 1 u. 7).

Die Überlieferung zu beiden Bauphasen ist aufgrund ihrer Überformung durch die moderne Bebauung (Phase D) in Teilen lückenhaft. Die Baulichkeiten aus dem Ende des 19. Jahrhunderts tradieren allerdings, zumindest im Bereich Münzgasse 4, die Parzellengrenzen und Baufluchten, die – abgesehen von geringfügigen Verschiebungen – bereits im Mittelalter Gültigkeit hatten. Stellenweise werden zudem ältere Mauern in die moderne Bebauung einbezogen.

Die erste Phase der Bebauung setzt sich aus zwei baulichen Strukturen zusammen. So ist zum einen im Norden der Parzelle ein West-Ost, parallel zur Arealmauer verlaufendes Fundament erfasst; dessen Umbiegung nach Süden ist zwar modern gestört, kann jedoch aufgrund einer dazugehörigen Baugrube nachvollzogen werden. In der Südostecke der Parzelle findet sich unmittelbar an der östlichen Schnittgrenze gelegen eine mit sandigem Kies verfüllte schachtartige Eintiefung (Abb. 3). Ihre Ausdehnung nach Osten ist nicht erfasst, da an dieser Stelle die moderne Nord-Süd-verlaufende Mauer des 19. Jahrhunderts die

Schnittgrenze bildete und eine weitere Dokumentation verhinderte.

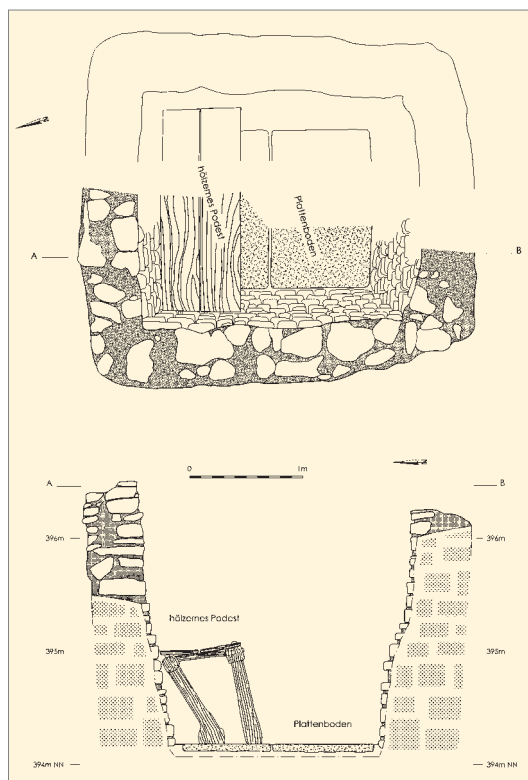
Beide Strukturen stehen in keinem direkten baulichen Verbund zueinander, gehören aber eindeutig demselben stratigrafischen Horizont an. Diese Zusammengehörigkeit wird auch durch ihre zeitliche Einordnung bestätigt, die auf der Basis unabhängig voneinander gewonnener Datierungsanhalte vorgenommen werden kann. Danach ist für beide Baubefunde von einer chronologisch analogen Einordnung auszugehen.

Die schachtartige Eintiefung hat einen mäßig konischen Querschnitt (Abb. 5); sie ist in die Schichten der Mülldeponie eingetieft und greift noch rund 0,9 m in den direkt unter den Müllablagerungen liegenden, anstehenden Seeton ein, dessen Oberkante hier bei rund 395 m über NN liegt. Die Nord-Süd-Ausdehnung beträgt 2,3 m in den oberen Abschnitten bzw. 1,8 m im Sohlenbereich. Die erfasste Tiefe liegt bei 2 bis 2,3 m, die Unterkante bei 394,15 m über NN. Der Befund zeigt auf seiner Innenseite regelmäßiges, sorgfältig geschichtetes, vermörteltes Mauerwerk, das mit seiner Außenkante direkt gegen das Baugrubennegativ gesetzt ist.

Der ergrabene Sohlenbereich ist vollständig mit zwei großen Sandsteinplatten ausgekleidet. Sehr auffallend ist eine Holzkonstruktion im Inneren (Abb. 4). Zwei West-Ost liegende Bretter bilden eine 0,7 m breite Plattform, die ein gegenüber dem Sohlenbereich um 0,9 m erhöhtes Zwischen-niveau im Inneren der schachtartigen Eintiefung markiert. Der konstruktive Unterbau besteht aus ursprünglich wohl vier Stützen, von denen zwei



4 Das hölzerne Podest nach seiner Bergung. Das zweite Brett fehlt auf dem Bild.



5 Die schachtartige Eintiefung/Mikwe in der Südostecke der Parzelle. Oben: Aufsicht und hypothetische Ergänzung; unten: Schnitt.



6 Mainzer Goldgulden aus der Baugrube des ersten Gebäudes Münzgasse 4 (Phase A), geprägt 1414/17. Kurmainz, Münzstätte Bingen.

erfasst wurden. Auf den Stützen liegen mit Querhölzern verzapfte Längsbalken, die wiederum als Auflager für die Bretter dienen.

Das Ost-West orientierte Fundament, als zweiter Teil der Baustrukturen der Phase A, verläuft parallel zur 1270/71 errichteten Arealmauer in einem Abstand von rund 1 m. Es besteht aus vermörtelten Wacken und Bruchsteinen und hat eine Breite bis zu 1,4 m. Eine östliche und westliche Umbiegung des Fundaments nach Süden wurde auf der Grabung nicht explizit im Befund erfasst. Hier ist davon auszugehen, dass sie im Bereich der Parzellengrenzen, unmittelbar östlich oder westlich der Schnittgrenze, verliefen.

Die chronologische Einordnung der Baustrukturen der Phase A stützt sich im Wesentlichen auf Münzfunde und dendrochronologische Datierungen, die auf eine Bauerrichtung nach 1414/17 bzw. im 1. Drittel des 15. Jahrhunderts verweisen.

Die dendrochronologische Untersuchung der hölzernen Plattform im Inneren der schachtartigen Eintiefung erbrachte mehrere Kernholzdattierungen ohne Splint und Waldkante, die mit den Daten „frühestens 1360“, „frühestens 1376“ und „frühestens 1382“ entsprechend weit zu fassende termini post für die Fällung der Hölzer und somit auch für die Errichtung der Plattform lieferten. Eine ähnliche Kernholzdattierung liegt mit „frühestens 1360“ auch von einem Pfosten vor, der im Zusammenhang mit der Bauerrichtung des Fundaments in den Untergrund eingerammt wurde und möglicherweise Teil eines Baugerüsts gewesen war. Zudem stammen aus der Verfüllung der Baugrube des Fundaments zwei Münzen und zwar ein Mainzer Goldgulden (Abb. 6), der zwischen 1414 und 1417 geprägt wurde und dessen Münzherr sich während des Konstanzer Konzils (1414–1418) in Konstanz aufhielt; bei der zweiten Münze handelt es sich um einen Ravensburger Pfennig aus der Zeit zwischen 1400 und 1450.

Die Baubefunde sind als Teil eines Gebäudes zu deuten, das in der Zeit nach 1414 errichtet wurde und die erste geschlossene Bebauung der zuvor als Müllhalde genutzten Parzelle Münzgasse 4 bildete. Auch wenn die Bebauung selbst nur noch schemenhaft zu fassen ist, zeichnet sich dennoch ein geschlossener Baukörper ab (Abb. 7). Der Baukörper orientiert sich an den bereits vorgegebenen Baufluchten mit der Arealmauer im Norden (1270/71d), dem Straßenverlauf der Münzgasse im Süden und dem bereits bestehenden Gebäude auf der Nachbarparzelle Münzgasse 6 im Westen (Kernbau 1267/68d). Die Grundfläche war quadratisch bis rechteckig, die Ausmaße sind nur noch in Ansätzen zu fassen. Die Nord-Süd-Er Streckung dürfte mindestens 12 m betragen haben, die West-Ost-Ausdehnung mindestens 13 m. Aspekte der Binnengliederung konnten, abgesehen von der schachtartigen Eintiefung in der Südostecke, nicht erfasst werden. Entsprechende Strukturen sind durch spätere Um- bzw. Neubauten komplett entfernt worden. Ein eigentliches Kellergeschoss existierte nicht, was für diesen Teil der Altstadt auch nicht erstaunlich ist. Die Nutzungsniveaus des Erdgeschosses müssen auf einer Höhe ab etwa 396,60 m über NN, wahrscheinlich um 397 m über NN anzunehmen sein.

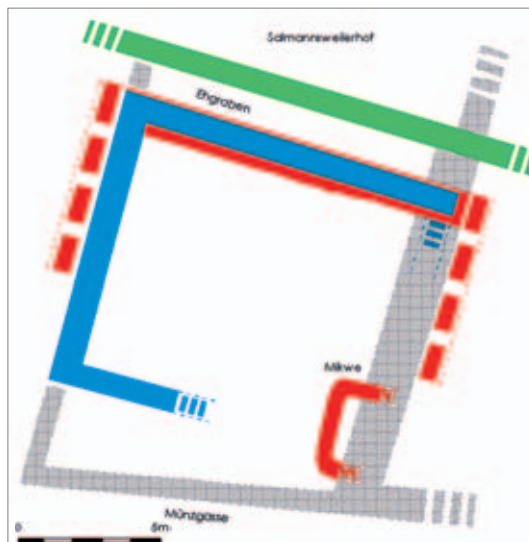
## Einordnung und Deutung

Eine wesentliche Grundlage zur Einordnung und Deutung der Befunde der Phase A ist im Besonderen der Versuch einer Rekonstruktion des funktionalen Kontexts der schachtartigen, innerhalb des Gebäudes gelegenen Eintiefung. Dieser Befund am Fischmarkt ist innerhalb des archäologisch gut erforschten Altstadtgebietes von Konstanz bislang einzigartig, sodass sich seine Funktion nicht so ohne weiteres erschließt und der Diskussion bedarf.

Das von der hölzernen Plattform gebildete Zwischenniveau deutet auf eine strukturelle Erschließung des Innenraums hin. Dies kann nur so erklärt werden, dass der Innenraum begehbar war. Zudem ist die bei 394,15 m über NN liegende Unterkante, vor dem Hintergrund der hydrologischen Eigenschaften des Konstanzer Untergrunds, als klarer Hinweis darauf aufzufassen, dass die Struktur Grundwasser führend war. Der mittlere Seewasserstand des nahe gelegenen Bodensees, der im 15. Jahrhundert noch bis an den Fischmarkt reichte, lag in modernen Zeiten bei 395,4 m über NN, der mittlere Hochwasserstand bei 396,6 m über NN. Der Wasserstand im Inneren, auch hierfür gibt es Hinweise im Befund, war dabei in der Regel so hoch, dass die Holzkonstruktion vollständig davon bedeckt war; er lag also regelmäßig bei mindestens 1 m.

- Phase 1
- Phase 2
- Arealmauer
- Moderne Bebauung

7 Schematische Übersicht zur ersten Bebauung der Parzelle Münzgasse 4 im 15. Jahrhundert.





Was nun die funktionale Einordnung des Befundes am Fischmarkt anbelangt, ist zunächst festzustellen, dass eingetiefte bauliche Strukturen innerhalb von mittelalterlichen Städten im Wesentlichen von den Befundgattungen „Brunnen“, „Zisterne“, „Latrine“, „Keller“ oder „Arbeitsgrube“ repräsentiert werden. Gegen entsprechende Deutungsmöglichkeiten sprechen jedoch verschiedene Erwägungen. So können als Gründe gegen eine Nutzung als Latrine etwa die Begehbarkeit oder der latrinentypische Charakter der Verfüllung angeführt werden; zudem sind mittelalterliche Latrinen in Konstanz in der Regel als einfache Erdgruben oder als holzausgesteifte Gruben angelegt worden. Das begehbare Zwischenniveau spricht im Übrigen auch gegen eine Funktion als Brunnen oder Zisterne; zudem sind Zisternen in einer in den See hineingebauten Stadt ohnehin unnötig, da Grundwasser an allen Stellen der Stadt problemlos verfügbar ist. Gegen eine Nutzung als Keller ist unter anderem die Tatsache anzuführen, dass der Befund Grundwasser führend ist. Auch eine Funktion als Wasser führende Arbeitsgrube eines Handwerkers ist auszuschließen; dafür ist die Anlage baulich deutlich aufwändiger konzipiert als nötig und erscheint zudem aufgrund der unmittelbaren Nähe zum See überflüssig.

Die Ausführungen verdeutlichen, warum eine funktionale Interpretation des Befundes am Fischmarkt außerhalb dieser klassischen Nutzungskontexte zu suchen ist. Dies richtet den Blick auf eine andere, deutlich seltener belegte Befundgattung des jüdischen Ritualbades, einer so genannten Mikwe, deren kennzeichnendes Merkmal ebenfalls eine schachtartig in den Untergrund reichende Eintiefung ist.

Diese Anlagen sind unverzichtbare Bestandteile

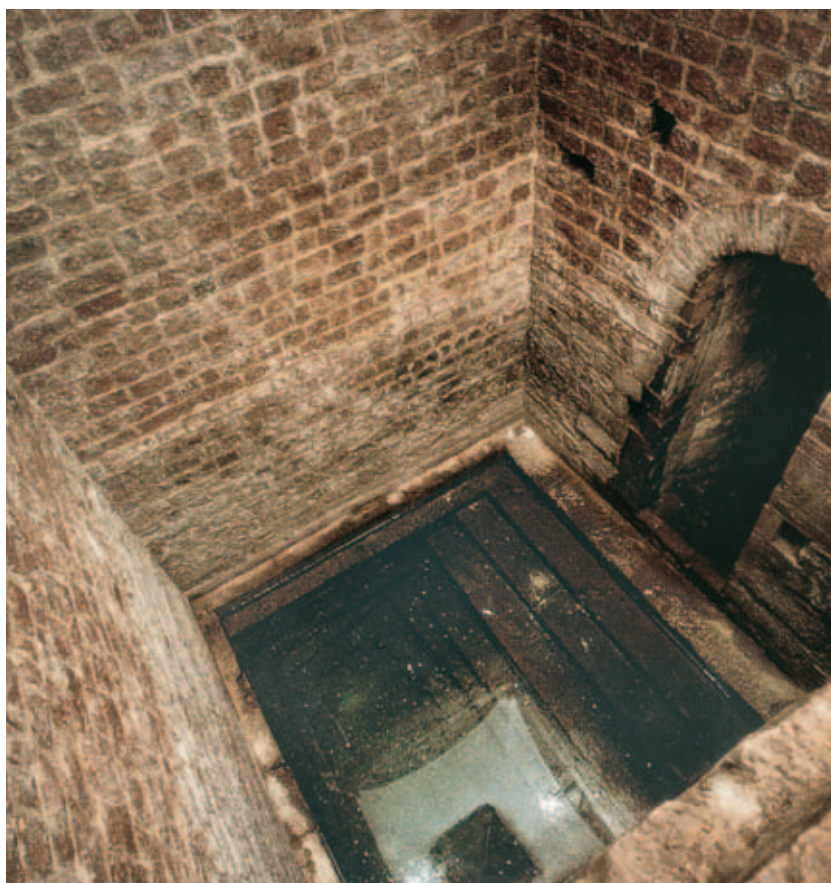
jüdischen Lebens und dienen der rituellen Reinigung von Objekten oder Personen (Abb. 8); eine jüdische Ansiedlung ohne Mikwe ist nicht denkbar. So ist z. B. für Personen beider Geschlechter nach Krankheiten oder Berührung von Leichen sowie speziell für Frauen nach Menstruation oder Geburt ein rituelles Bad in der Mikwe vorgeschrieben, um die Reinheit wieder zu erlangen. Aber auch Objekte, wie z. B. Haushaltsgeschirr, müssen vor der ersten Benutzung in der Mikwe rituell gereinigt werden.

Anlage und Betrieb von Mikwen sind verbindlichen Regelungen unterworfen. Dazu zählt z. B. die Vorschrift, entweder Quell- bzw. Grundwasser oder so genanntes anfallendes Wasser zu benutzen. Das Wasser darf nicht durch Schöpfen in das Tauchbad gelangen, das Tauchbecken selbst muss mindestens 40 se'a (biblisches Hohlmaß) Wasser enthalten; dies entspricht je nach Rechengrundlage zwischen 250 und 800 Litern. Als günstig gilt ein Wasserstand von rund 1,2 m, um das vollständige Eintauchen einer erwachsenen Person zu ermöglichen.

Archäologische und bauhistorische Untersuchungen zu mittelalterlichen Mikwen sind noch selten. Dennoch lassen sich zwei Grundtypen unterscheiden: Aufwändig gestaltete Monumentalmikwen sind architektonisch selbstständige Gebäude; sie gelten bis in das frühe 14. Jahrhundert als charakteristischer Mikwentyp (Abb. 9). Dafür liegen prominente Beispiele aus Köln, Worms,

8 *Rituelle Reinigung in der Mikwe nach Menstruation oder Geburt. Aus einer 1427/28 möglicherweise in Mainz entstandenen Sammelhandschrift.*

9 *Blick in das Tauchbecken der Mikwe von Speyer (1110/1120).*



Speyer, Offenburg, Friedberg/Hessen oder auch Limburg/Lahn vor. Daneben existieren deutlich einfacher ausgeführte Kellermikwen, die sehr häufig in den Kellern von Privathäusern lagen. Dafür sind einige Beispiele aus Würzburg, Rothenburg ob der Tauber, Straßburg, Limburg/Lahn, Nürnberg oder auch Kalletal-Lüdenhausen (Westfalen) bekannt. Kellermikwen sind, wie das Beispiel Würzburg zeigt, in Einzelfällen bereits ab dem 12. Jahrhundert belegt, kommen aber erst im Spätmittelalter häufiger vor und gelten als charakteristische Form des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit.

Kennzeichnend für alle bekannten mittelalterlichen Mikwen ist die Speisung mit Grundwasser, was teilweise zu beträchtlichen Tiefen führt, die im Einzelfall, wie in Friedberg/Hessen, bis zu 25 m betragen kann. Die Tiefe mittelalterlicher Mikwen steht also in direkter Abhängigkeit zur Verfügbarkeit von Grundwasser, sodass ihre schachtartige Form ein gleichsam genuines Merkmal ist.

Die rituellen Tauchbäder sind gemauert, die eigentlichen Tauchbecken rechteckig bis quadratisch; am häufigsten sind Seitenlängen um 2 m belegt, wobei, bei größeren Anlagen, auch Seitenlängen bis 5 m vorkommen. Der Zugang in das Tauchbecken erfolgt in der Regel mittels einer Steintreppe. Daneben gibt es aber auch eine Reihe von Anlagen, bei denen die Zugangssituation in Form inwendiger hölzerner Konstruktionen gestaltet war.

Direkte Vorbilder für die Konstanzer Anlage sind bisher nicht zu ermitteln; insbesondere der leicht konische Querschnitt erscheint ungewöhnlich. Dennoch erlauben es die erkennbaren Merkmale durchaus, den Befund am Fischmarkt als rituelles Tauchbad zu interpretieren. Dafür sprechen insbesondere die Begehbarkeit, die ungewöhnli-

che Ausstattung mit einem Plattenboden sowie Grundwasserstand und Fassungsvermögen, welche ein problemloses Eintauchen ermöglichten. Aber auch die singuläre Stellung innerhalb des archäologisch gut erforschten Areals der Konstanzer Altstadt und die Tatsache, dass andere Nutzungsmöglichkeiten ausgeschlossen werden können, sind wichtige Kriterien für eine derartige Deutung. Für eine gesicherte funktionale Interpretation und die damit verbundene Rekonstruktion eines jüdischen Kontextes sind jedoch weitere Kriterien erforderlich. Hier liefern Schriftquellen die entscheidenden letzten Hinweise: In der unteren Münzgasse, unmittelbar östlich des Grabungsareals, lag in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts der Schwerpunkt jüdischer Ansiedlung in Konstanz (siehe dazu unten).

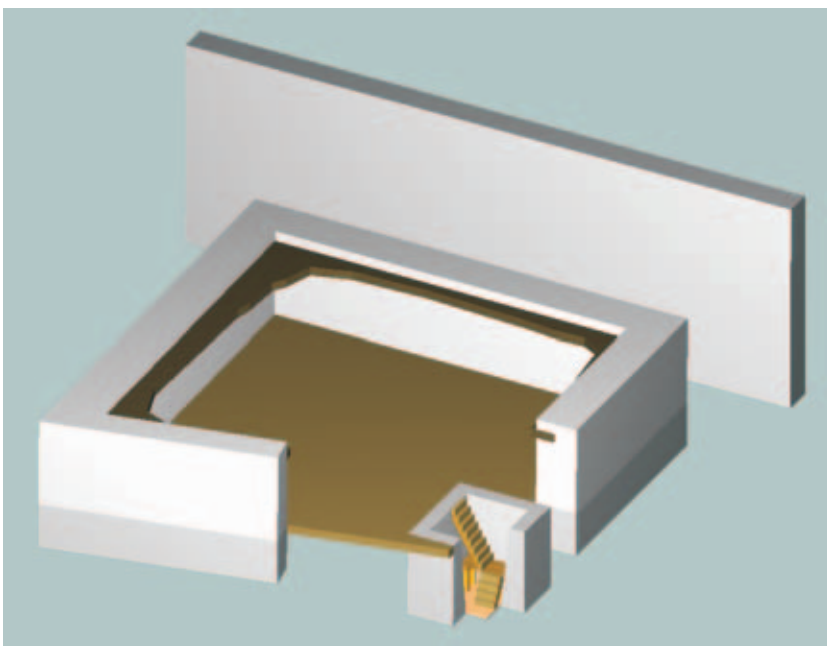
Akzeptiert man eine Deutung der Anlage am Fischmarkt als Mikwe, ist eine Zugehörigkeit zu dem Typ der Monumentalmikwe vor dem Hintergrund der Befundlage sicher auszuschließen; von ihrem gesamten Habitus her muss die Anlage dem Typ der Kellermikwe zugerechnet werden. Geht man von einer rechteckigen bis quadratischen Form des Tauchbeckens aus, könnte die Grundstruktur der Mikwe in etwa so, wie sie auf Abb. 4 zu sehen ist, rekonstruiert werden. Details im Aufgehenden, wie etwa die Frage nach einer möglichen Überwölbung oder auch die Frage nach Nutzungsniveaus oder zugehörigen Umkleidemöglichkeiten sind im Befund nicht mehr zu klären, da durch die moderne Bebauung gestört. Die Frage des Zugangs dürfte jedoch so zu beantworten sein, dass die potenziellen Nutzer das hölzerne Podest im Tauchbecken mittels einer hölzernen Treppe erreichten, die im westlichen Abschnitt der Anlage ansetzte (Abb. 10).

Die Frage, ob die Mikwe ausschließlich privat genutzt wurde oder der gesamten jüdischen Gemeinde zur Verfügung stand, ist nicht zu beantworten. Der insgesamt doch sehr kurze Nutzungszeitraum der Anlage zeigt jedoch sehr deutlich, dass es weitere Anlagen dieser Art im Stadtgebiet von Konstanz gegeben haben muss (siehe dazu unten). Obwohl davon auszugehen ist, dass sie in unmittelbarer Nähe zu den topographischen Schwerpunkten der jüdischen Ansiedlungen in Konstanz gelegen hatten, ist ihre Lokalisierung indes nicht möglich, da sowohl schriftliche Quellen als auch weitere archäologische Belege fehlen.

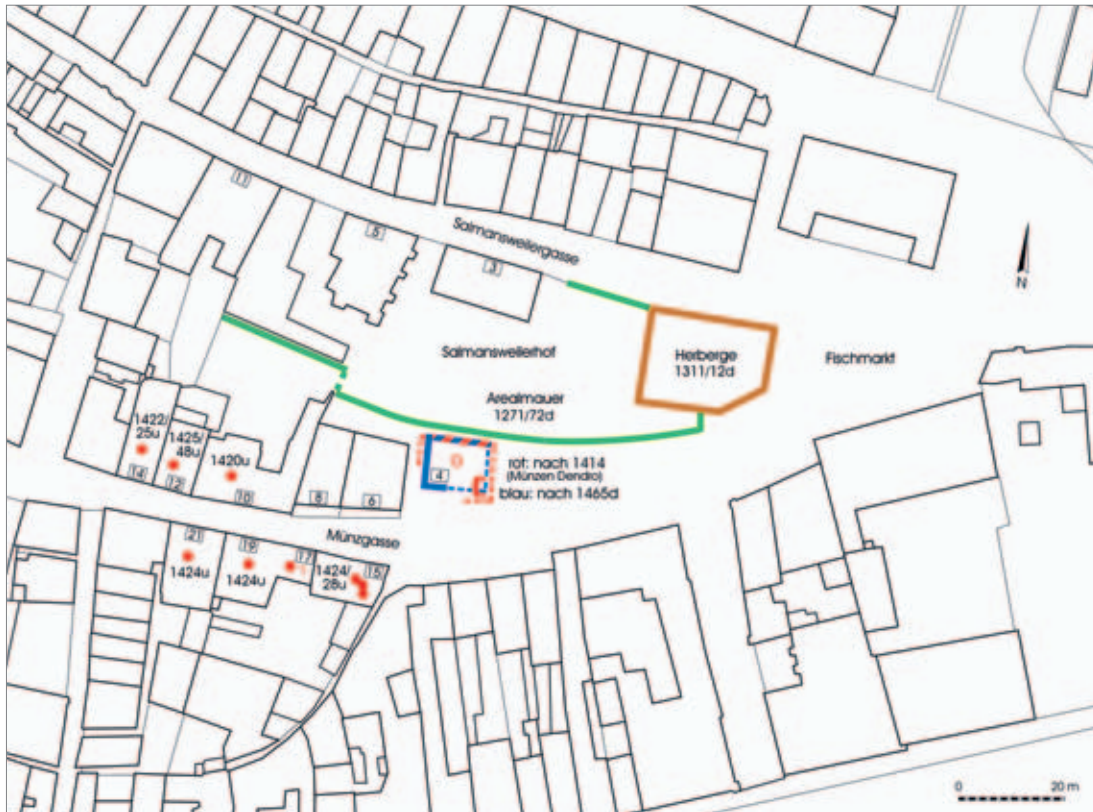
### Zur Topographie der jüdischen Ansiedlungen

Die Topographie der jüdischen Ansiedlungen im mittelalterlichen Konstanz ist von verschiedenen Faktoren geprägt. Zwar orientieren sich die An-

10 Schematische Rekonstruktion der ersten Bebauungsphase auf Parzelle Münzgasse 4. Im Vordergrund: Haus mit Mikwe. Im Hintergrund: Arealmauer.







11 Das Quartier Fischmarkt/untere Münzgasse im 15. Jahrhundert. Kreis gefüllt: urkundlicher Nachweis jüdischer Anwesen; Kreis leer: archäologischer Nachweis.

siedlungen immer an wichtigen Achsen der innerstädtischen Infrastruktur mit deutlichen Bezügen zu Hafen oder Markt, dennoch ist festzustellen, dass ihre topographische Lage im Stadtgefüge sich im Verlauf des 13. bis 15. Jahrhunderts mehrfach ändert. Dies betrifft offensichtlich auch die Lage der für das Gemeindeleben wichtigen kultisch-religiösen Einrichtungen; so ist für das 14. Jahrhundert eine Synagoge in der Rosgartenstraße belegt, während die Synagoge der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts sich im Bereich der Münzgasse, wohl Parzelle Nr. 21 (Haus „Zur alten Katz“), befunden hatte.

Der erste Nachweis einer jüdischen Ansiedlung liegt für die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts vor. Nach den verheerenden Pestpogromen 1349 erfolgte eine zunächst eher zögerliche Wiederansiedlung von Juden ab 1375. Die Topographie der jüdischen Ansiedlung ist in den Schriftquellen erst ab 1420 deutlicher zu fassen. Hier liegt der Schwerpunkt in der unteren Münzgasse (Abb. 11), in unmittelbarer Nähe zu den wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen der Stadt, wie dem 1388 errichteten Kaufhaus, dem so genannten Konzil, dem Hafen, den Märkten im Bereich der Markstätte und dem Fischmarkt sowie dem Rathaus (vgl. Abb. 2).

Vor dem Hintergrund des in den Schriftquellen spätestens ab 1420 belegten Schwerpunkts jüdischer Ansiedlung in der unteren Münzgasse zeichnet sich mit dem mit einem Tauchbad ausgestatteten Gebäude auf der Parzelle Münzgasse 4 ganz offensichtlich ein bislang nicht bekannter

Teil der jüdischen Ansiedlung der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts ab.

Darüber hinaus belegen Schriftquellen die Zuwanderung von 13 jüdischen Familien, die anlässlich des Konstanzer Konzils (1414–1418) vom Kaiser aus finanziellen Erwägungen in die hoffnungslos von Konzilsbesuchern überfüllte Stadt gerufen wurden. Die bauliche Erschließung der Parzelle Münzgasse 4 als jüdische Liegenschaft könnte dabei vor dem Hintergrund zu sehen sein, innerhalb kurzer Zeit für jüdische Erfordernisse geeigneten Wohnraum zu schaffen. Dies könnte die Wahl des nicht unproblematischen, dafür aber günstig gelegenen Baugrunds erklären; dies könnte möglicherweise aber auch eine Erklärung für die ungewöhnliche Form der Mikwe sein.

### Das Ende der jüdischen Ansiedlung und die bauliche Umgestaltung auf Parzelle Münzgasse 4

Das Ende der jüdischen Ansiedlung liegt in den 40er-Jahren des 15. Jahrhunderts, wobei die Konstanzer Juden bereits ab 1429 in der Folge von Zunftaufständen unter verstärktem Druck gerieten. Im Zusammenhang mit der angeblichen Ermordung eines christlichen Knaben durch Juden erfolgte 1448 die endgültige Ausweisung der Juden aus Konstanz. Zwischen 1450 und 1475 können Juden in Konstanz nur noch vereinzelt nachgewiesen werden. Für die von Juden bewohnten Häuser in der Münzgasse sind nach der Mitte des 15. Jahrhunderts christliche Bewohner belegt.

12 Juden huldigen dem zur Zeit des Konzils (1414–1418) in die Stadt Konstanz einziehenden Papst Martin V.



Ungefähr in diese Zeit bzw. etwas später scheint auch das Ende der ersten Bebauungsphase der Parzelle Münzgasse 4 zu fallen. Sie wird zugunsten des Baus der Phase B niedergelegt, die Parzellenbebauung im Vergleich zur vorangehenden Phase deutlich verkleinert (vgl. Abb. 7) und die Mikwe im Zusammenhang mit der Umgestaltung in einem Zug verfüllt. Diese Vorgänge sind anhand von dendrochronologischen Daten in die Zeit nach 1465 und vor 1537 zu datieren.

Über die Gründe, warum der Baukörper der Phase A niedergelegt wird, kann nur noch spekuliert werden; möglicherweise könnten aufgrund des unsicheren Baugrundes statische Probleme ausschlaggebend gewesen sein. Die archäologische Überlieferung macht jedoch einen weiteren Punkt deutlich: In der Mikwe fand sich unmittelbar auf Plattenboden und hölzernem Podest aufliegend eine 6 cm mächtige, durch Sedimentation in stehendem Wasser entstandene Schicht aus dunkelgrauem bis schwarzem, organischem Material. Diese Beobachtung ist einerseits ein Beleg für einen Wasserstand von 1 m oder mehr, andererseits aber auch als Hinweis darauf aufzufassen, dass der Nutzungskontext der Mikwe ganz offensichtlich einige Zeit vor deren Verfüllung und damit auch vor Niederlegen der Bebauung der Phase A aufgegeben worden ist.

### Schlussbemerkung

Der archäologische Nachweis jüdischer Besiedlung im Bereich Fischmarkt/untere Münzgasse hat deutlich gemacht, dass es durchaus lohnend ist, nicht ausgewertete Altgrabungen näher zu betrachten, auch wenn der Befund scheinbar keinen Erkenntniszuwachs verspricht. Die retrospektive Entdeckung eines Befundes, der als rituelles Tauchbad gedeutet werden kann, ist in einer lokalen Perspektive von besonderer kulturgeschichtlicher Bedeutung für die Stadt Konstanz und ihre Geschichte, da die umfangreich vorliegenden Konstanzer Schriftquellen keine Lokalisie-

rung dieser für jüdisches Gemeindeleben unentbehrlichen kultischen Einrichtung ermöglichen. In einer übergreifenden Perspektive erschließen sich zudem Aussagepotenziale zu Themen, deren wissenschaftliche Behandlung ein dringendes Desiderat der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit ist. Dies betrifft insbesondere die Fragestellung, welchen generellen Beitrag die Archäologie zur Erforschung gesellschaftlicher und sozialer Randgruppen leisten kann und wie sich das „habituell andere“ in der materiellen Kultur des Mittelalters niederschlägt.

### Literatur:

Marianne Dumitrache, Konstanz. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Bd. 1 (Stuttgart 2000).

Germania Judaica, Band II, hrsg. von Zvi Avneri (Tübingen 1968) sowie Band III.1, hrsg. von Ayre Maimon (Tübingen 1987).

Georg Heuberger (Hrsg.), Mikwe. Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland (Frankfurt/Main 1992).

Helmut Maurer, Konstanz im Mittelalter. Band I: Von den Anfängen bis zum Konzil (Konstanz 1989). Band II: Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (Konstanz 1989).

Frank Meier, Konstanzer Stadterweiterungen im Mittelalter. Grundstücksbezogene Untersuchungen zur Erschließungsgeschichte und Sozialtopographie einzelner Quartiere (Konstanz 1990).

Judith Oexle, Die Grabungen am Fischmarkt zu Konstanz. Archäologische Befunde zur Geschichte des Salmannsweilerhofes. In: Erhalten historisch bedeutender Bauwerke. Jahrbuch des Sonderforschungsbereich 315 der Universität Karlsruhe 1986 (1987) 305–330.

**Dr. Jochem Pfrommer**

Lerchenheide 43  
70374 Stuttgart

# Die Peterskapelle in Tauberbischofsheim

## Neue Erkenntnisse bei der Restaurierung des ältesten Kirchenbaus der Stadt

*Die Peterskapelle, ein schlichter Saalbau mit Dachreiter und eingezogenem Chor, wurde von 2000 bis 2003 im Auftrag der Stadt und des Fördervereins Peterskapelle Tauberbischofsheim restauriert und zu einer multifunktionalen Kulturstätte ausgebaut. Im Zuge der Voruntersuchungen konnte auch das hohe Alter der Kapelle auf das Jahr genau nachgewiesen werden.*

Judith Breuer

### Baugeschichte

Die Peterskapelle ist die älteste Kirche Tauberbischofsheims. Heute ist ihr hohes Alter allgemein bekannt. Das war nicht immer so. Aufgrund der Publikationen „Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim“ des J. Berberich von 1895 und insbesondere von „Die Kunstdenkmäler von Baden“ des Adolf von Oechelhaeuser aus dem Jahre 1898 galt die Kapelle hartnäckig als ein Bau von 1584, weil dieses Datum am westlichen Rundbogengewände, dem ehemaligen Emporenzugang, eingemeißelt ist. Man nahm an, dass die Kapelle nachträglich auf dem Petersfriedhof, dem zweiten Friedhof Tauberbischofsheims auf damals vorstädtischem Gelände, erbaut worden war. Berberich erklärte zudem den 1543, also zur angenommenen Bauzeit längst verstorbenen Spitalverwalter und Bürgermeister Peter Erstenberger zum Stifter und Bauherrn der Kapelle.

Der erste, der das hohe Alter der Kapelle erkannte, war Anton Gehrig vom Bezirksbauamt in Wertheim, der 1930/31 eine Instandsetzung und den Neuausbau der Kapelle leitete. Ihre Erhaltung war damals aber nicht selbstverständlich. Nach dem Ersten Weltkrieg bestand noch die Absicht, die Kapelle abzubauen. Doch der Konservator für kirchliche Denkmäler und einige Bürger Tauberbischofsheims protestierten mit Erfolg gegen den Abbruch. Daraufhin ließen Staat und Stadt in gemeinsamer finanzieller Anstrengung die Peterskapelle vielmehr instand setzen. Dabei wurde die Kapelle erstmals profaniert und zu einem Heimatmuseum umgenutzt. Gehrig leitete die damaligen Bauarbeiten und gewann bei dieser Tätigkeit genauere Kenntnis über die Kapelle. Das wahre Alter des verputzten, aus Bruchsteinen gemauerten Baus mit flachen Decken und barocker Stuckierung erschloss sich ihm beim Blick in die Dachkonstruktionen.

Gehrig publizierte – auch stolz auf die damalige

Leistung – sein bei der Renovierung gewonnenes Wissen 1933 in der badischen Zeitung „Mein Heimatland“ samt Fotos und einer schlichten Bauaufnahme. In diesem Artikel datiert er aufgrund der altertümlichen Konstruktionsmerkmale den Chordachstuhl nachvollziehbar in die Romanik und den Schiffsdachstuhl in die Zeit um 1450.

Um 1930 wurde die Peterskapelle in das badische Landesverzeichnis der Baudenkmale eingetragen. Heute gilt sie als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung. Ihr hoher Alterswert macht sie zum Kulturdenkmal von regionaler Bedeutung.

Gehrigs Artikel von 1933 erreichte in Tauberbischofsheim nur wenige, denn in der Publikation „Tauberbischofsheim im schönen Taubertal“ von etwa 1950 wird von einer Erbauung im 15. Jahrhundert gesprochen. In der städtischen Publikation von 1955 zur Geschichte der Amtsstadt Tauberbischofsheim wird dann, wie schon Ende des 19. Jahrhundert, das Datum 1584 über dem westlichen Türgewände mit dem Erbauungsdatum gleichgesetzt. Und wiederum, wie schon 1895, wird Erstenberger als Bauherr genannt.

Merkwürdigerweise wird dann in späteren Veröffentlichungen die romanische Zeit bzw. das 12. Jh. wieder richtig als Entstehungszeit der Peterskapelle genannt, und zwar im „Porträt der Stadt“ des Carlheinz Gräter von 1968, im „Stadt- und Geschichtsführer Tauberbischofsheim“ von Hans-Werner Siegel von 1990 und schließlich auch im Dehio-Kunstführer von 1993. Doch verschweigen die Publikationen, worauf sich ihre Datierung stützt.

Im Zuge der durch Gehrig geleiteten Instandsetzungs- und Umbauarbeiten wurden die Dachkonstruktionen überholt und die Dachflächen unter Wiederverwendung der vorhandenen Handstrichbiberschwanzziegel neu eingedeckt. Im Inneren wurde das Gestühl beseitigt, ein neuer Plattenboden verlegt und Äußeres wie Inneres neu gestrichen, wobei im Inneren die Dekora-





1 Tauberbischofsheim, Peterskapelle und ehemaliger Friedhof (Schmiederstraße 28), Zustand vor 1930.

2 Tauberbischofsheim, Peterskapelle und ehemaliger Friedhof, Zustand nach dem Umbau zum Museum 1931. Vorlage: Mein Heimatland 20 (1933) 51.

tionsmalereifriese aus dem 19. Jahrhundert verschwanden. Das geräumte Schiff wurde fortan zur Präsentation von christlicher Kunst und prähistorischen Funden genutzt.

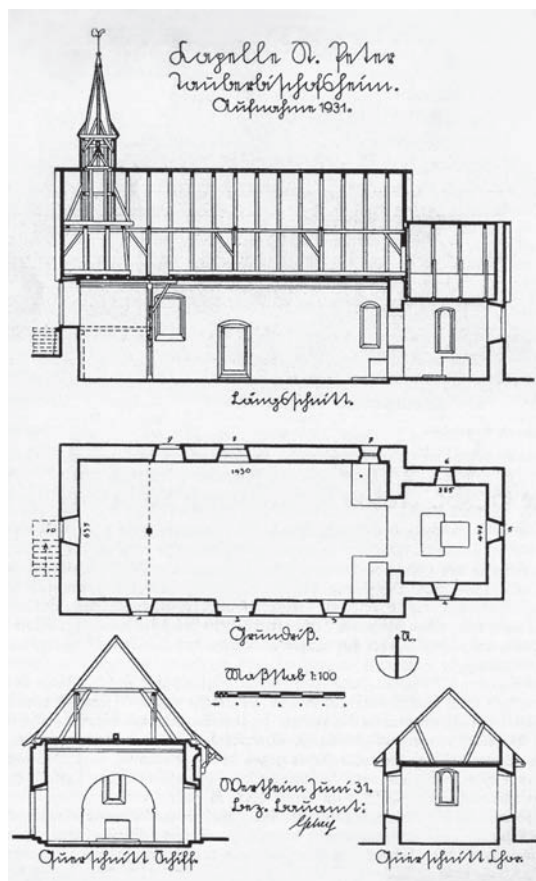
Knappe dreißig Jahre währte die Nutzung der Peterskapelle als Museum. 1960 wurde das Museum geschlossen. Die Kapelle führte fortan ein Schattendasein und diente nur noch der Aufbewahrung von gestrandetem Kunst- und Kulturgut. Seit den 1970er-Jahren zeigte die Kapelle im Äußeren wie Inneren deutliche Alterungsschäden. Durch Fehlstellen im Dach drang Feuchtigkeit ein und schädigte die hölzernen Dachkonstruktionen und die Stuckdecken. An zahlreichen Stellen hatten sich Putz- und Malschichten gelöst. Nach mehreren vergeblichen Anläufen formierte sich 1999, unterstützt von Bürgermeister Wolfgang Vockel, der Förderverein Peterskapelle, der schließlich die überfällige Instandsetzung anging. Im Zuge der vorbereitenden Untersuchungen für die Instandsetzung veranlasste das Landesdenk-

malamt auch eine dendrochronologische Untersuchung des Chor- und des Schiffsdachstuhls, beides Eichenholzkonstruktionen. Der naturwissenschaftliche Nachweis des hohen Alters der Kapelle gelang. Die Ermittlung und der Abgleich der Wachstumsringe erbrachte für den Chordachstuhl, einem Sparrendach mit angeblatteten Sparrenunterstützungshölzern, dass dessen Konstruktionshölzer zwischen 1161 und Winter 1178/1179 geschlagen wurden. Für die wesentlichen Hölzer im Dachstuhl des Langhauses, einer stehenden Stuhlkonstruktion mit an Stuhlsäulen sowie an Dach- und Kehlbalken angeblatteten Scherbändern, wurde der Winter 1512/13 als Fälldatum ermittelt. Hierbei wurde zum Teil – wie die Untersuchung auch offen legte – Altholz der Vorgängerdachkonstruktion wieder verwendet, das in der Zeit zwischen 1176 und 1180 gefällt worden war. Der Chordachstuhl wurde demnach 1180, der Schiffsdachstuhl 1513 abgezimmert. Durch die Broschüre, die als so genannter Baustein vertrieben wurde, erfuhren die Tauberbischofsheimer dann erstmals die exakten Bau-daten. Aus staufischer Zeit stammen folglich aber nicht nur der Chordachstuhl, sondern auch die Umfassungsmauern des gewölblosen Chors mit seinen kleinen Rundbogenfenstern. Aber auch die Umfassungsmauern des Schiffs müssen, aufgrund fehlender Baunähte, im Wesentlichen in staufischer Zeit entstanden sein. Die Peterskapelle wurde also 1180 innerhalb eines hochwassersicheren Siedlungsbereichs von Tauberbischofsheim erbaut, der nach Befestigung des zur Stadt erhobenen unteren Siedlungsbereichs bei der Martinskirche ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an Bedeutung verlor. Schon seit dem Neubau der für das 8. Jahrhundert erstmals belegten Martinskirche im 13. Jahrhundert, dem mehrere Umbauten vom 15. bis 18. Jahrhundert und schließlich ein kompletter Kirchenneubau in den Jahren 1910 bis 1914 folgen sollten, ist die Peterskapelle der älteste Kirchenbau Tauberbischofsheims. Mit Anlage des Friedhofs um die Peterskapelle zwischen 1450 und 1500 dürfte die Kapelle wieder häufiger gottesdienstlich genutzt worden sein. 1513 erfuhr sie eine bauliche Überholung, bei der über dem Schiff ein neuer Dachstuhl mit einem Dachreiter in verblatteter, also noch mittelalterlicher Verbindungstechnik gezimmert wurde. Die heutigen Fensteröffnungen des Schiffs stammen wie der ehemalige Emporenzugang offensichtlich im Wesentlichen von dem weiteren Umbau im Jahre 1580. Die letzte Epoche, die bis heute sichtbare Spuren an der Kapelle hinterlassen hat, ist die Barockzeit, in der die geohnten Gewände an der Nordseite mit dem Relief des Apostels Petrus im Türsturz hinzugefügt wurden.

Mit dem Wissen, dass der Dachstuhl über dem Schiff 1513 abgezimmert wurde, erscheint die immer wieder behauptete Beteiligung des Bürgermeisters und Spitalverwalters Peter Erstenberger am Bau der Peterskapelle in einem neuen Zusammenhang. Es ist also möglich, dass Erstenberger, dessen Epitaph mit Aufschrift des Todesdatums 1543 direkt außen rechts neben dem spitzbogigen Haupteingang an der Südseite der Kapelle angebracht ist, diese Erneuerung im Jahre 1513 veranlasste.

### Jüngste Umnutzung und Restaurierung

Zukünftig ist die Kapelle nicht mehr zum Museum, dazu dient mittlerweile das Schloss, sondern zu einer kulturellen Veranstaltungsstätte bestimmt. Als so genannter stützender Neubau zur Ermöglichung der Nutzung als Kulturstätte wurde an der Nordwestseite, bescheiden an die Friedhofsmauer gerückt, ein flach gedecktes transparentes Nebengebäude angeschlossen. Die Kapelle selbst wurde substanzschonend instand gesetzt und ausgebaut. Im Westen des Kapellenraums, dort wo aufgrund des hoch gelegenen, 1584 datierten ehemaligen Zugangs einmal eine Empore gewesen sein muss, von der jedoch kein bildlicher Beleg aufzufinden war, wurde zur Schaffung ausreichender Sitzplätze – als moderne Konstruktion – wieder eine Empore eingestellt.



3 Tauberbischofsheim, Peterskapelle mit der noch hohen Friedhofsmauer, Zustand vor 1979.

Bei den Reparaturarbeiten an der Dachkonstruktion wurde 2001 im Dachreiter eine schlichte kleine Glocke wieder entdeckt. Obwohl sie im Deutschen Glockenatlas erwähnt ist, und zwar als Arbeit des 14./15. Jahrhundert, war die Glocke in Tauberbischofsheim in Vergessenheit geraten. Der Glockensachverständige des Erzbistums Freiburg bestätigte bei einer Besichtigung das hohe Alter der Glocke und erkannte in der Bronzegussarbeit zudem die Handschrift einer Nürnberger Werkstatt. Das Alter der Glocke, das höher ist als das der Dachkonstruktion, lässt annehmen, dass entweder auch schon die Vorgängerkonstruktion über dem Kapellenschiff einen Glockenstuhl besaß oder dass die Glocke von einer anderen Kirche übernommen wurde. Noch im selben Jahr der Wiederentdeckung der Glocke wurden ihre Kronenbügel sowie die Klöppelaufhängung, weil gebrochen, erneuert und das Joch instand gesetzt. So ist die Glocke heute wieder gefahrlos zu läuten.

Die Putzschichten der Fassaden konnten – bis auf die an der Ostseite – erhalten werden und erhielten einen ockerfarbenen Anstrich, wie er für die Barockzeit als der letzten den Baukörper prägenden Epoche restauratorisch nachgewiesen ist. Im Inneren wurde der Ist-Zustand, also die Raumüberfassung, wie sie bei der Einrichtung der Kapelle zum Heimatmuseum 1931 geschaffen worden war, weitgehend erhalten und restauratorisch gesichert. Die noch in Renaissance-Manier kassettierte Stuckdecke im Chor (am Chorbogen bezeichnet 1625) mit barockem Bandelwerk in den Feldern und die spät- bis nachbarocke Stuckprofildecke des 18./19. Jahrhunderts im Schiff mit IHS-Emblem im Mittelspiegel wurden durch Hinterspritzen gesichert und dann trocken gereinigt, wobei der Restaurator Fehlstellen mit Kalkputz ergänzte und farblich anglich. Die Wand-

4 Tauberbischofsheim, Bauaufnahme des Anton Gehrig von 1931. Vorlage: Mein Heimatland 20 (1933) 52.

5 Tauberbischofsheim, Peterskapelle mit ihrer vollständigen Ausstattung im Zustand vor dem Umbau zum Museum ab 1930.

6 Tauberbischofsheim, Peterskapelle nach dem Umbau zum Museum 1931. Vorlage: *Mein Heimatland* 20 (1933) 52.



putze und -anstriche in Chor und Schiff wurden ebenfalls durch Hinterspritzen von losen Teilbereichen gesichert und trocken gereinigt. Pudernde Teilbereiche konnten mit Kieselsäureester gefestigt werden. Der durch Feuchtigkeit und Salze geschädigte Sockelputz wurde gegen einen neuen Kalkputz ausgetauscht. Abschließend wurden die Wände mit einer Leimfarbe retuschiert, um einen einheitlichen Raumeindruck zu bekommen. An den drei Altären aus dem 17. Jahrhundert (um 1640/

1693) führte der Restaurator Holzschutz mittels Injektionen durch. Die Fassungen der Altäre wurden anschließend im Wesentlichen gesichert, trocken gereinigt und teilerneuert. Auf den so oft bei Renovierungen reklamierten „neuen Glanz“ wurde bewusst verzichtet.

Bei Beginn dieser jüngsten Restaurierung waren die Altäre schon weitgehend abgeräumt, d. h. die Skulpturen fehlten. Um der ehemaligen Erscheinung der Altäre und damit dem alten Raumein-



7 Tauberbischofsheim, Peterskapelle nach der jüngsten Restaurierung 2003, Blick gegen den Chor.

druck wieder nahe zu kommen, entschloss man sich bei der jüngsten Restaurierung, die Lücken wieder zu schließen. In den Hochaltar von 1640, der vor 1930 den Tabernakel und seit der Umgestaltung durch Gehrig 1930/31 eine Marienkrönungsgruppe barg, hat man daher den spätbarocken Josef mit Jesuskind, der ursprünglich auf einer Konsole an der Nordwand stand, gesetzt. Die beiden schon vor 1930 auf dem rechten Seitenaltar nachgewiesenen Figuren der Heiligen Otilie und Margarete, die heute im Ratssaal stehen, konnten leider nicht wieder für die Peterskapelle gewonnen werden. Als Ersatz für die nicht mehr auffindbaren ursprünglich im Mittelfeld des rechten Altares stehenden beiden Skulpturen wurde ein Rochus mit Hund aus dem Museumsdepot eingesetzt. Allein der linke Seitenaltar von 1693 mit Marienbild war weitgehend im Zustand überliefert, wie für die Zeit vor 1930 belegt, und ist in diesem Zustand restauratorisch gesichert worden.

Um die Kapelle auch in der kühleren Jahreszeit nutzen zu können, stellte die Denkmalpflege, auch die Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes, ihre Bedenken gegen eine Bodentemperierung zurück. Diese wurde im gesamten Langhausboden und im Chor in einem umlaufenden Randstreifen verlegt. Mit Rücksicht auf die hölzerne Ausstattung, auf Putze und Malschichten ist diese Temperierung so ausgelegt, dass sie eine Fußbodenoberflächentemperatur (nicht Raumtemperatur) von 18 Grad nicht übersteigen kann. Als Bodenbelag wurde – abgestimmt auf die Sandsteingliederungen im Kapelleninneren, ins-



besondere die Altarstufen – statt des schadhafte Kunststeinbodens von 1931 ein rötlicher Sandsteinboden in traditionellem geraden Verband verlegt, der den Raumeindruck abrundet. Mit der nun abgeschlossenen Restaurierung sind die baulichen Qualitäten des mittelalterlichen Baus mit seinen neuzeitlichen Stuckierungen wieder ablesbar geworden. Dem Architekten ist es gelungen, die neuen Zubauten als moderne Konstruktionen, aber ohne störende Effekthascherei,

8 Tauberbischofsheim, Peterskapelle nach der jüngsten Restaurierung 2003, Blick aus dem Chor gegen die moderne Empore.



an- und einzufügen. Finanzielle Hilfe bei der Restaurierung der Peterskapelle leisteten das Landesdenkmalamt und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg sowie die Deutsche Stiftung Denkmalschutz.

#### Maßnahmen an Friedhof und Grabmalen

Die Restaurierung der Kapelle wäre unvollständig, wenn nicht auch der umliegende ehemalige Petersfriedhof und die Grabsteine gerichtet worden wären. Der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Ersatz für den zu klein gewordenen Kirchhof bei der Martinskirche angelegte Petersfriedhof, der 1551 noch einmal erweitert wurde, hatte 1856, weil nun auch er zu klein geworden war, seine Funktion an einen neuen Friedhof an der Straße nach Hochhausen verloren. Die Grabsteine auf dem Petersfriedhof wurden aber nicht abgeräumt. 1866 wurde die Grünfläche des Friedhofs verkleinert, indem man eine Teilfläche dem an der Nordseite neu erbauten Spital als Garten zuschlug. Grabsteine vom aufgelassenen Friedhofsbereich wurden auf den verbliebenen Petersfriedhof verbracht.

Bei der Umformung der ehemaligen Friedhofsanlage durch Gehrig 1931 wurden der Chor durch Beseitigung von Bäumen freigestellt und einige Grabsteine neu platziert, wobei der traditionelle Erschließungsweg beibehalten blieb. Seit dieser Maßnahme erfuhr der Friedhof keine größere Pflegemaßnahme mehr. Im Gegenteil, 1979 wurde die Friedhofsmauer in ihrer Höhe herunterge-

nommen, wobei die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Portalpfeiler an der Ecke von Museums- und Schmiederstraße mit dem dekorativen zweiflügeligen schmiedeeisernen Torblatt verloren gingen. Im Zuge dieser Maßnahme wurde auch der Erschließungsweg vom ehemaligen Tor an der Südostecke des Friedhofs zum Südportal der Kapelle zugunsten des direkten Wegs von der Museumsstraße zum südlichen Portal aufgegeben.

Der Aufgabe, die Grabsteine zu sichern, hat sich der Verein Tauberfränkischer Heimatfreunde – angespornt durch das Engagement des Fördervereins für die Peterskapelle – angenommen, wobei auch diesmal das Landesdenkmalamt mit Beratung und Zuschüssen half. Das Umfeld der Peterskapelle ist nun wieder ganz das einer Friedhofskapelle. Die aus dem 14. bis frühen 20. Jahrhundert stammenden Grabsteine wurden schonend gereinigt und gefestigt und wieder an der Kapelle angebracht bzw. um diese aufgestellt. Dazu zählt u. a. das an der Südseite der Kapelle rechts vom Eingang angebrachte aus Rotsandstein gearbeitete stattliche Epitaph mit dem ganzfigurigen Relief des 1613 verstorbenen Spitalmeisters Caspar Stockmeister. Besonders gefährdete Grabmäler fanden einen geschützten Aufstellungsort im oder am modernen Nebengebäude, so unter anderem eines der ältesten Epitaphen: das der Elisabeth Liebhart(in), Stifterin des städtischen Spitals, aus der Zeit um 1350 (bezeichnet 135?), eine Grabplatte aus Buntsandstein mit der eingeritzten ganzfigurigen Gestalt der Verstorbenen.



Leider nicht wieder aufgestellt wurde das aus dem Vorgängerbau der Stadtkirche St. Martin stammende neugotische Sakramentshäuschen, 1848 geschaffen vom Wertheimer Bildhauer F.C. Pfeiffer als Pendant zum Sakramentshäuschen von 1448. Seit etwa 1910, also im Zuge des Abbruchs der alten Martinskirche, stand das Häuschen an der Westseite der Peterskapelle, wurde aber im Zuge der jüngsten Renovierungsarbeiten entfernt. Es wartet nun in einer Steinmetzwerkstatt auf seine Wiederaufstellung auf dem Petersfriedhof oder seine Neuaufstellung in der neugotischen Martinskirche.

#### Literatur, Quellen und Untersuchungsberichte:

J. Berberich: Geschichte der Stadt Tauberbischofsheim, Tauberbischofsheim 1895, S. 236.

Adolf von Oechelhaeuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim, Freiburg 1898, S. 198.

Anton Gehrig: Die St. Peterskapelle in Tauberbischofsheim, in: Mein Heimatland, Heft 1 / 2, Jg. 20 (1933), S. 51–58.

Tauberbischofsheim im schönen Taubertal, hrsg. von den Fränkischen Nachrichten, Tauberbischofsheim um 1950, S. 47f.

Tauberbischofsheim. Aus der Geschichte einer alten Amtsstadt, Tauberbischofsheim 1955, S. 534.

Carlheinz Gräter: Tauberbischofsheim, Porträt einer fränkischen Stadt, Oettingen 1968, S 23f.

Die deutschen Inschriften, 1. Band: Die Inschriften des badischen Main- und Taubergrundes, hrsg. von den vereinigten deutschen Akademien, Stuttgart 1968, S. 91, 105, 107f., 119, 121 ff., 124, 127, 128, 134, 150, 187.

Deutscher Glockenatlas (Baden), München/Berlin 1985, S. 452.

Hans Werner Siegel: Stadt- und Geschichtsführer Tauberbischofsheim, Tauberbischofsheim 1999, S. 30.

Burghardt Lohrum: Tauberbischofsheim, ehem. Peterskapelle. Dendrochronologische Datierung, Ettenheimmünster November 1999 (unveröffentlichtes Manuskript).

Norbert Bongartz: Die Peterskapelle. Ein Baudenkmal von regionaler Bedeutung, hrsg. vom Förderverein Peterskapelle e.V., Tauberbischofsheim 1999.

Michael Bronold: Restaurierungsdokumentation zur Außenfassade, Lauda-Königshofen Juli 2003 (unveröffentlichtes Manuskript).

Roland Wunderlich, Restaurierungsbericht zu Ausstattung und Raumschale, Bad Mergentheim, August 2003 (unveröffentlichtes Manuskript).

**Dr. Judith Breuer**

*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege*

*Berliner Straße 12*

*73728 Esslingen am Neckar*

# Risse in der evangelischen Kirche von Aich

## Bauhistorische Untersuchung, Verformungsanalyse und Maßnahmen zur Bestandssicherung

*Die evangelische Kirche, ehemals St. Albanus, in Aich, Gemeinde Aichtal (Kreis Esslingen), zeigt starke Verformungen und Risse im Mauerwerk. Da als Schadensursache Setzungen im Baugrund vermutet worden waren, wurde im Sommer 2002 von der evangelischen Kirchengemeinde ein Baugrundgutachten in Auftrag gegeben. Mit sechs Bohrungen wurde der geologische Schichtenaufbau erfasst und analysiert, mögliche Schadensursachen benannt und Sanierungsmöglichkeiten vorgeschlagen. Danach ermittelte der Architekt die Kosten für eine Fundamentsanierung in zwei Varianten sowie für eine Außenrenovierung mit Umbauten und eine Dachstuhl-sanierung. Von der Gebietsreferentin des Landesdenkmalamtes wurde vorgeschlagen, vor der weiteren Maßnahmenplanung zusätzliche Voruntersuchungen durchzuführen, um die Schadensursachen zu konkretisieren. Vom Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes wurde daraufhin, aufbauend auf messtechnischen Aufnahmen und bauhistorischen Untersuchungen, von August 2002 bis März 2003 eine Verformungsanalyse ausgearbeitet, die Grundlage für das weitere Vorgehen war und ist. Der erste Bauabschnitt, die Reparatur und statische Ertüchtigung des Dachwerkes sowie eine Drainage an der nördlichen und westlichen Außenwand, wurde von Mai bis September 2003 durchgeführt. Anhand von Messwerten eines zeitlich gestaffelten Überwachungsprogramms soll in den nächsten Jahren entschieden werden, welche weiteren Sicherungsmaßnahmen im Mauerwerk und an den Fundamenten gegebenenfalls erforderlich werden.*

Günter Eckstein / Andreas Stiene

Die evangelische Kirche von Aich mit dem Pfarrhaus und der ehemaligen Zehntscheuer steht an dem nach Südosten geneigten Hang des gleichnamigen Flusses Aich oberhalb des historischen Ortskerns. Der schlanke, lang gezogene Bau mit seinem steilen Dach sowie der nordöstlich angesetzte hohe Turm mit dem spitzen Helm überragten bis Mitte des 20. Jahrhunderts das Dorf. Auch heute noch prägt die Kirche, obwohl ringsum umbaut, das Ortsbild (Abb. 1–2).

In der Literatur wurde die Kirche bislang nur oberflächlich gewürdigt; bei der Neubearbeitung von Georg Dehios „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler Baden-Württemberg I“ 1993 bleibt sie unerwähnt. Noch am ausführlichsten sind der Kirchenbau und die Kirchengeschichte von Pfarrer Emil Neth in einer „Festschrift anlässlich des 500-jährigen Bestehens der Kirche zu Aich“ 1951

beschrieben. 1963/64 wurde bei Umbau- und Erweiterungsmaßnahmen der gesamte Fußboden der Kirche freigelegt. Dem Architekten Heinz Klätte aus Stuttgart ist es zu verdanken, dass ein Grundriss der freigelegten Fundamente älterer Kirchenbauten gezeichnet und mehrere Fotos aufgenommen wurden (Abb. 3). Bauarchäologische Untersuchungen wurden offensichtlich nicht durchgeführt; weder im Archiv der evangelischen Kirchengemeinde noch im Landesdenkmalamt konnten weitere Dokumente gefunden werden. Der Heimatforscher Günter Klock rekonstruierte auf den Grundlagen von Klätte sowie anhand von eigenen Baubeobachtungen und Archivrecherchen die Bauphasen vor dem Umbau 1963/64 und stellt sie in seinem Buch „Aichtal in alten Ansichten“ in Form von Grund- und Aufrissen vor.



1 Aich, Kieser'sche Ortsansicht, 1683. Die Kirche mit dem hohen Turm liegt an exponierter Stelle und überragt das Dorf.

Aufbauend auf den oben genannten Quellen sowie den Bauuntersuchungen des Landesdenkmalamtes, insbesondere den dendrochronologischen Untersuchungen im Dachwerk, lässt sich die Baugeschichte der Kirche, soweit sie für die Verformungsanalyse relevant ist, aufzeigen.

### Die Bauabfolgen

Vom ersten Bau, einer Kapelle mit eingezogenem Rechteckchor, liegt keine genaue Datierung vor. Die Vorstellungen reichen von „um 950“ (Wurstler 1988) bis aus dem „12/13. Jahrhundert“ (Klock 1998).

Im Jahr 1449 fiel der Großteil des Dorfes Aich einem Brand zum Opfer. Überlieferungen zufolge hatten Kirche und Schulhaus und wohl auch das Pfarrhaus unten im Dorf an der nach Grötzingen führenden Straße gestanden und dürften somit ein Raub der Flammen geworden sein. In den folgenden Jahren hatte man das Schulhaus und sicherlich auch das Pfarrhaus auf dem so genannten Pfarrberg neu erstellt. Die dort vorhandene Grab- oder Friedhofskapelle wurde im spätgotischen Stil erweitert und zur Pfarrkirche ausgebaut. In dieser zweiten Bauphase wurde die westliche und nördliche Umfassungsmauer weitgehend beibehalten, die südliche Mauer geringfügig nach außen versetzt und die Ostseite um einen 3/8-Polygonabschluss erweitert. Am Westgiebel errichtete man über der Kehlbalkenlage des Dachwerkes einen hölzernen Dachreiter mit einem quadratischen Grundriss.

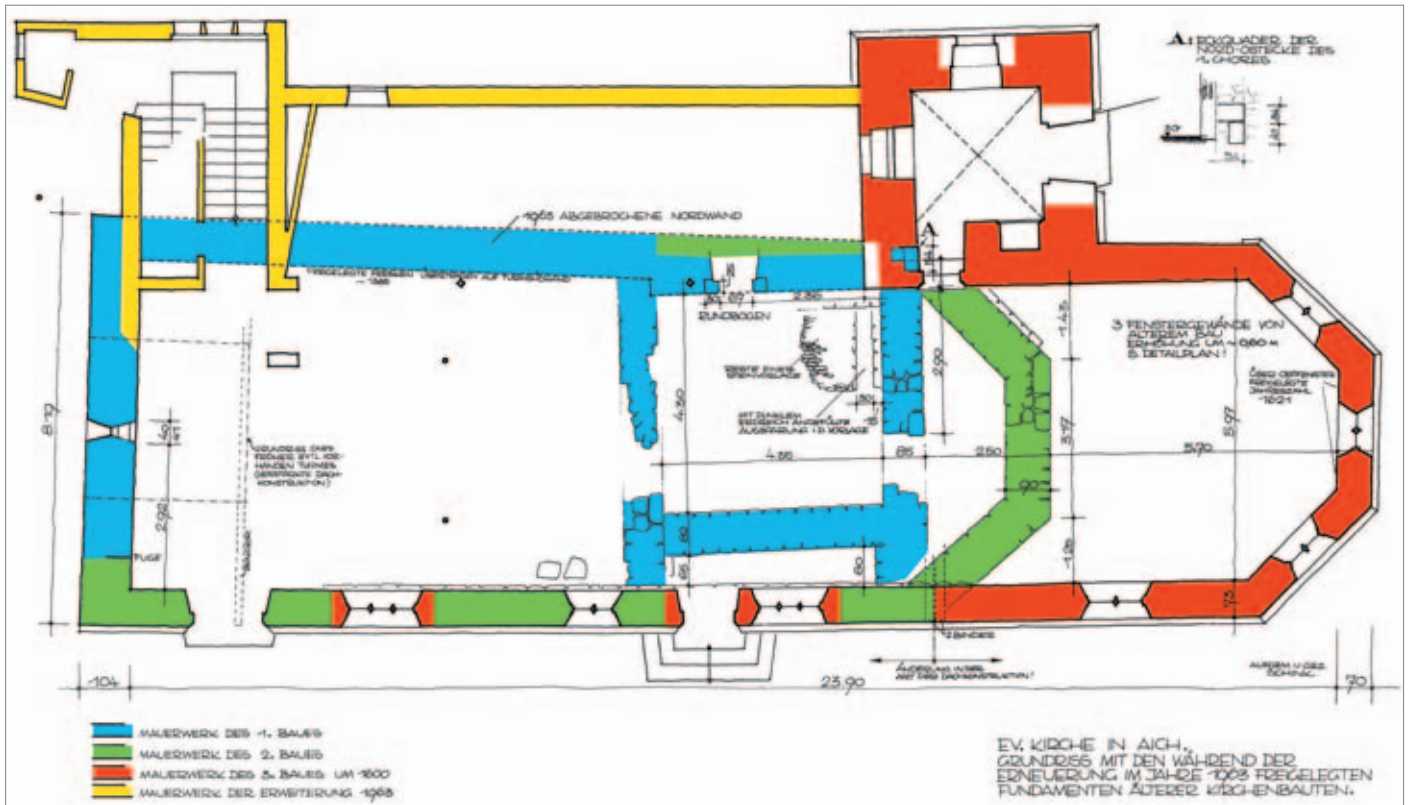
Ging man bisher davon aus, dass die Kirche unmittelbar nach dem Brand, d. h. um 1451, fertig gestellt worden war, zeigen die dendrochronologischen Untersuchungen der Hölzer im Dachwerk ein Fälldatum im Winter 1475/76 auf. Da das Bearbeiten der Hölzer im noch frischen Zu-

stand erfolgen musste, dürften der Umbau und die Fertigstellung der Kirche auch in dieser Zeit erfolgt sein, d. h. ca. 25 Jahre später als bisher angenommen.

In einer dritten Phase wurde der Bau um ca. 6,50 m nach Osten verlängert. Die alten Mauern des 3/8 Chorpolygon wurden dabei abgebrochen und in derselben Form an neuer Stelle aufgebaut. An der Nordflanke wurde ein Turm mit quadratischem Grundriss in den Neubau integriert. Den Dachreiter auf der Westseite baute man danach ab. Die Hölzer der Dachwerkerweiterung wurden, nachgewiesen durch die dendrochronologischen Untersuchungen, im Winter

2 Blick auf die Kirche mit Treppenaufgang von Südosten um 1960.





3 Grundriss mit den 1963 freigelegten Fundamenten älterer Kirchenbauten und Kennzeichnung der Bauphasen (nachträglich farbig angelegt) von Architekt Heinz Klatte. M. ca. 1:150.

1619/20 gefällt. Dieses Datum korreliert mit der Fassung der Chorwände, inschriftlich über dem Ostfenster mit 1621 datiert.

Bei der Kirchenerweiterung ist davon auszugehen, dass die Maßwerkfenster des Chores vom Vorgängerbau übernommen wurden. Der Einbau entzieht sich aus statischer Sicht jeglicher Logik, da die Scheitel der Fenster knapp unter oder bis zur Mauerkrone reichen. Im Dachwerk wurde die gesamte Konstruktion des Chorpolygons gleichfalls wieder verwendet.

1870/71 wurde die Kirche innen und außen renoviert und umgestaltet. Auf der Südseite wurde im Westen eine zusätzliche Tür eingesetzt und die beiden dazwischen liegenden Fenster verändert. Die Kirche erhielt an der Nordseite eine Längsempore und im Osten hinter dem Altar eine neue Orgel. Da Letztere bis in den Dachraum hineinreichte, mussten drei Deckenbalken durchtrennt werden, was zweifellos die Konstruktion und insbesondere die Queraussteifung schwächte (Abb. 4).

Der nächste große Umbau erfolgte 1963/64 in einer 4. Bauphase. Zur Erweiterung des Kirchenschiffes nach Norden wurde die romanische Mauer von der Westseite bis zum Turm abgebrochen und um 3,20–3,60 m nach Norden versetzt (Abb. 5). Angrenzend an die Westseite baute man ein neues massives Treppenhaus mit kleineren Abstell- und Sanitäräumen zur ebenfalls neu errichteten Westempore. Als Auflager für die Decke bzw. für die Dachbalken wurde an der Stelle der alten Nordwand zwischen Treppe und Turm

ein Stahlträger, unterstützt von zwei Metallständern, eingezogen. Die Dacherweiterung erfolgte durch ein Pultdach, dessen Sparren mit einer Pfette auf die Sparren des Hauptdaches aufgelegt wurden. Den westlichen Bereich der Kirche trennte man durch eine Glaswand als Flur- bzw. Eingangsbereich ab. Vor diesen Umbauten wurde die alte Nord- und Westempore entfernt, und die Kirche erhielt eine neue Heizung, wobei die Bänke und der Fußboden ausgebaut werden mussten. Mit dem Abbau der Orgel samt Orgelempore konnte der Altarraum mit Kanzel, Altar und Taufstein neu gestaltet werden. Nach dem Orgelabbau wurde die Lücke im Dachwerk mit durchgehenden, der alten Konstruktion beigefügten Deckenbalken geschlossen. Die Kirchendecke gestaltete man, dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend, mit modernen Kassetten aus. Zwei Jahre später konnte die Innenraumgestaltung durch den Einbau einer neuen Orgel an die Westwand des Turmes abgeschlossen werden.

### Baufaufnahme und Deformationsmessungen

Da von der Kirche bereits verschiedene Altpläne, Bestandsaufnahmen und Planungen vorlagen, wurde keine vollständige Bauaufnahme erstellt, um den Aufwand möglichst gering zu halten. Ergebnis des gezielten Untersuchungsprogramms sind somit Pläne mit unterschiedlichen Messgenauigkeiten und Detailinformationen.

Die Südfassade sowie die Wandscheiben des Chorpolygons und die Nordfassade bis zum Turm wurden photogrammetrisch aufgenommen und im Detail zeichnerisch ausgewertet. Das Innere der Kirche wurde dagegen tachymetrisch vermessen, d. h. punktweise aufgenommen und die Linienverbindungen mit einem Zeichenprogramm erstellt. Für die Innenwände genügte eine reduzierte Darstellung mit Hauptkonturen, Fenster und Türen in ihren Umrissen und den Rissen. Da Außen- und Innenmessungen auf einem einheitlichen dreidimensionalen Festpunktsystem aufgebaut waren, konnte auch festgestellt werden, ob Risse durch die gesamte Mauer gehen oder sich nur auf den Oberflächen abzeichnen. Weiterhin wurden aus den Messwerten exakte Grundrisse, geschnitten auf Fußbodenhöhe sowie auf Deckenhöhe, und zwei Querschnitte an einer Wandausbauchung auf der Südseite gezeichnet.

Auf den Messdaten der Ansichten sowie aus den übereinander gelegten Grundrissen konnten die Wand- und Fensterneigungen errechnet und entsprechend grafisch dargestellt werden. Anhand der Sockel- und Trauflinien sowie der Deckenhöhen wurden, so weit als möglich, die relativen Setzungen innerhalb des Bauwerkes ermittelt und daraus ein Setzungsdiagramm entwickelt (s. Abb. 14–16).

Nachdem sich bei der Auswertung gezeigt hatte, dass sich die gesamte Kirche nach Süden neigt, wurde der Turm nachträglich in die Beobachtungen mit einbezogen. Neben dem Grundriss auf Fußbodenhöhe wurden die Umriss des Turmes

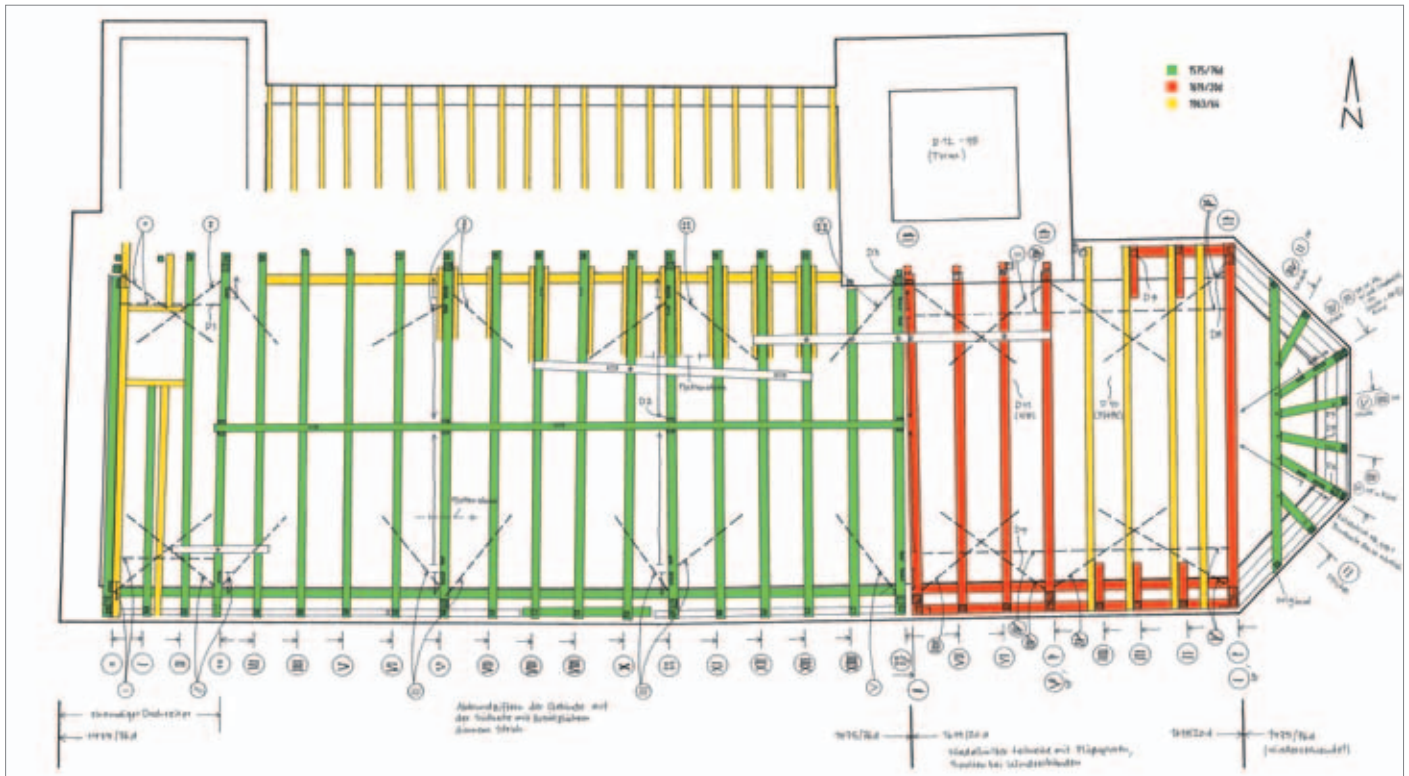


unterhalb des 2. und 3. Gesimses gemessen und die entsprechenden Differenzwerte berechnet. Eine vollständige und verformungsgerechte Bauaufnahme vom Dachwerk war nicht erforderlich, da einerseits von der Umbauplanung 1962 ein Längs- und ein Querschnitt gezeichnet worden waren, und für die weitere Dokumentation der Baubefunde ungefähr maßstäbliche Skizzen und

4 Innenaufnahme nach Osten vor dem Umbau 1963/64 mit Längsempore an der Nordwand und Orgelempore im Osten. Die Orgel von 1870/71 ragte in den Dachraum hinein.



5 Innenaufnahme nach Westen während des Umbaus 1963/64. Im Vordergrund sind die Mauerreste des Chorpolygons der 2. Bauphase erkennbar. An der Nordwand ist rechts noch der Eingang zum Turm sichtbar, die anschließende Wand des Schiffes wird abgebrochen. Die noch erkennbaren Emporen im Norden und Westen wurden gleichfalls abgebrochen; der westliche Eingangsbereich wurde mit einer darüber liegenden Empore neu gestaltet.



6 Dachgeschossgrundriss über der Balkenlage, M. ca. 1:150; Kennzeichnung der Bauphasen und der Probeentnahmestellen für die dendrochronologische Untersuchung, Kartierung der Abbundziffern.

Fotos genügen. Für die Kennzeichnung der Abbundziffern und der Bauphasen wurde, basierend auf den Umrissen des Kirchengrundrisses in Traufhöhe, ein schematischer Grundriss mit Schnittverlauf über der Balkenlage im Maßstab ca. 1:50 gezeichnet. Dagegen wurde der 3. Binder von Westen im Maßstab 1:20 exakt eingemessen, da zu vermuten war, dass sich die Verformungen und Umbauten des Mauerwerks auch auf das Dachwerk ausgewirkt hatten. Um die Baubefunde im Zusammenhang mit dem 1619/20 abgebauten Dachreiter lokalisieren zu können, waren zwei skizzierte Querschnitte erforderlich (s. Abb. 6, 10, 11).

### Die Dachkonstruktion

Bei den Deformationsbeobachtungen lag der Schwerpunkt zunächst auf dem Mauerwerk. Bald stellte sich jedoch heraus, dass die Verformungen des Mauerwerks auch das Dachwerk beeinflusst hatte bzw. unsachgemäße Dachwerkumbauten möglicherweise zu Verformungen im Mauerwerk geführt hatten. Weiterhin waren z.T. die Fußpunkte der Konstruktion durch eingedrungenes Wasser beschädigt. Eine Dachwerkreparatur war unumgänglich. Dabei sollte das durch die Schäden geschwächte statische System wieder ertüchtigt werden und soweit möglich die Originalsubstanz erhalten und die spezifischen Baubefunde ablesbar bleiben. Deshalb war es unabdingbar das Dachwerk vor der Planung der Maßnahmen nach konstruktiven und bauhistorischen Kriterien zu untersuchen und zu dokumentieren.

Im Dachwerk der Kirche wurden, wie eingangs erwähnt, die beiden Bauphasen von 1475/76 und 1619/20 aufgrund der Fälldaten der Bäume dendrochronologisch nachgewiesen. Nachfolgend werden die wesentlichen Merkmale und die Besonderheiten dieser beiden Konstruktionen beschrieben. Die dritte Bauphase im Dachwerk ist die Kirchnerweiterung von 1963/64 nach Norden zwischen der Westseite und dem Turm (Abb. 6).

### Der Dachstuhl von 1475/76

Das Pfettendach hat eine Neigung von 60° und eine Spannweite von ca. 5,90 m. Alle Hölzer sind aus Eiche gefertigt. Der Bauabschnitt von 1475/76 besteht aus 5 Voll- und 14 Leergebinden sowie aus der Konstruktion des 1619/20 versetzten Chorpolygons. Zwischen den Vollgebänden sind von Westen beginnend zwei und danach je vier Leergebinde eingebaut (Abb. 7–8).

Der Dachstuhl ist fast vollständig erhalten. Lediglich die Mauerlatten der Nordseite wurden im Zuge der Kirchnerweiterung von 1963/64 entfernt. Alle Hölzer der Gebinde sind von Westen beginnend auf der Nord- und Südseite mit Abbundziffern gekennzeichnet, die waagrechten Balken sind auf der Nordseite markiert. Voll- und Leergebinde wurden getrennt mit Zählzeichen durchnummeriert. Die Südseite hat als zusätzliches Kennzeichnung einen Strich (Abb. 6 u. 9). Die Vollgebände des Schiffes setzen sich aus dem Sparren mit Decken-, Kehl- und Hahnenbalken, einer liegenden Stuhlkonstruktion mit langen

Fußbändern sowie einem Hängewerk mit langen Streben zusammen. Die Sparren und liegenden Ständer sowie der Spannriegel sind verzapft, alle anderen Holzverbindungen sind ver- bzw. überblattet (Abb. 10).

Die ersten beiden Vollgebinde der Westseite sind aufgrund des ehemaligen Dachreiters unterschiedlich ausgeführt worden. Das Vollgebinde vor der Giebelwand hat wesentlich kürzere Fußbänder und dafür lange zusätzliche Kopfbänder. Hier konnten keine Hängesäulen eingebaut werden. Da das nächste Vollgebinde durch das Gewicht des Dachreiters und der Glocken stärker belastet werden musste, wurden im unteren Geschoss zusätzlich eingezapfte, flach geneigte Sprengwerksstreben zu den Hängesäulen eingebaut. Über der Kehlbalke sind zwei weitere Fußbänder eingefügt, die heute noch bis zu den Sparren reichen. Sie wurden auf der Oberkante der Sparren abgesägt und liefen bis zu den ursprünglich vorhandenen Ständern des Dachreiters. Beide Vollgebinde sind mit zwei aufeinander liegenden Kehlbalcken ausgestattet. Die Längsaussteifung wurde durch einen zusätzlichen Riegel, der mit den Windstreben überblattet ist, verstärkt. Über der Kehlbalckenlage sind zusätzliche Überzüge eingebaut, auf denen die vier Ständer des Dachreiters standen. Die Blattsassen, der in der Längsrichtung zur Aussteifung angebrachten Fußbänder, sind noch vorhanden. Um die Lasten des ehemaligen Dachreiters besser zu verteilen, reichen die Überzüge von der Westwand, wo sie auf dem Mauerwerk aufliegen, bis zum dritten Vollgebinde des Schiffes (Abb. 10–12).

Zur Längsaussteifung sind von den liegenden Ständern bis zu den Pfetten Windstreben eingebaut. Die Mittelpfetten sind lotrecht verlegt und an den liegenden Ständern senkrecht ausgeblattet. Die Ausblattung läuft jedoch nicht vollständig

bis zur Oberkante des Balkens durch, da auf der Oberseite noch Holz für die Überkämmung mit den Kehlbalcken benötigt wurde (Abb. 13). Die Pfetten sind mit ca. 90 cm langen, geraden Blättern gestoßen und durch Holznägel gesichert. Die Enden der Stöße sind schräg eingeschnitten. In der Mitte laufen die als stärkere Bohlen ausgebildeten Über- und Unterzüge an der Kehlbalckenlage durch Aussparungen an den Hängesäulen durch. An der Westseite endet der Überzug in der Mitte des zweiten Vollgebindes, also vor dem ursprünglichen Dachreiter. Auf der Ostseite der Konstruktion von 1475/76 ging dieser vermutlich noch in den Bereich des Chorpolygons hinein. Der Unterzug läuft im Westen bis zur Giebelwand durch und war wohl auch auf der Ostseite in das ursprüngliche Chorpolygon verlängert.

Das eichene Dachwerk von 1475/76 ist solide abgezimmert, die Holzverbindungen sind, sofern keine Schäden durch Außeneinflüsse entstanden sind, heute noch kraftschlüssig. Es drängt sich jedoch die Frage auf, weshalb die Konstruktion so aufwändig gebaut wurde, insbesondere ob das Hängewerk bei der geringen Spannweite von 5,90 m überhaupt erforderlich war. Sinn einer solchen Konstruktion ist es, ein Durchbiegen der Deckenbalken zu verhindern. Bei den Vollgebinden sind die Hängesäulen mit den Deckenbalken kraftschlüssig verbunden und erfüllen deshalb ihre statische Funktion. Dagegen sind die Deckenbalken der Leergebinde nicht mit dem Überzug verbunden.

Eine Erklärung könnte sein, dass die Bauweise von größeren Kirchenbauten auf kleinere übertragen wurde. Der nahezu zeitgleiche Dachstuhl über dem Chor der Tübinger Stiftskirche hat auffallende Ähnlichkeiten in der Konstruktion und den Abbundziffern mit dem Dachstuhl von 1475/76 in Aich. Die Spannweite von 9,40 m in



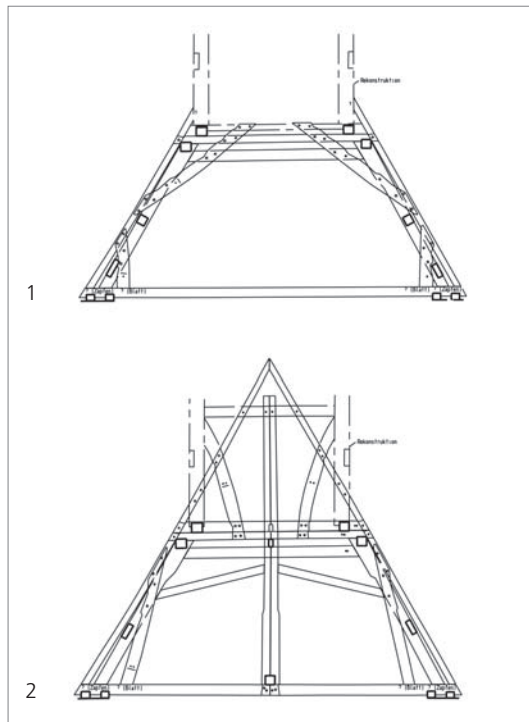
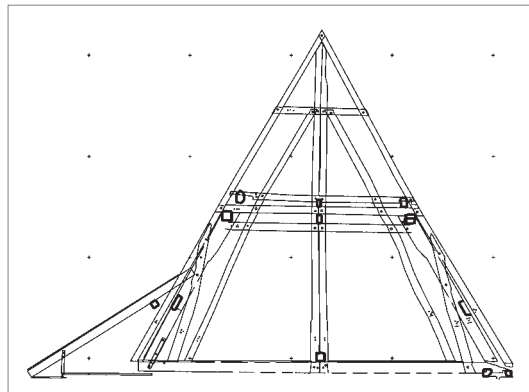
9 Abbundzeichen der Konstruktion von 1475/76. Vollgebinde mit eingestemmt quadratischen Kerben (oben), Leergebinde mit eingeritzten römischen Ziffern (unten).

7 Der Dachstuhl von 1475/76 vor den Reparatur- und Sicherungsmaßnahmen, Aufnahme von Nordwesten.

8 Chorpolygon, Binder mit Fuß- und Scherband, Aufnahme von Nordwesten. Die Hölzer des Chorpolygons von 1475/76 wurden bei der Kirchen-erweiterung von 1619/20 wieder eingebaut.



10 Querschnitt dritter Binder von Westen der Konstruktion von 1475/76, Aufnahme von Westen, M. 1:150; Konstruktionsteile Sparrendreieck mit Decken-, Kehl- und Hahnenbalken, liegender Stuhl mit langen Fußbändern sowie Hängewerk mit Streben bis zum Hahnenbalken. Über dem Kehlbalken liegen zwei Überzüge und ein zusätzlicher Kehlbalken, die zur Lastverteilung des ehemaligen Dachreiters gedient hatten. Die doppelte Hängesäule knickt aufgrund der Dachwerkverschiebung unter dem Kehlbalken nach Süden ab. Das Pultdach im Norden wurde 1963/64 angebaut.



11 Schematische Querschnitte von Osten, M. ca. 1:150. Erster Binder vor der Giebelwand mit vermuteter Lage des ehemaligen Dachreiters (1). Zweiter Binder mit Rekonstruktion des ehemaligen Dachreiters nach Baubefunden (2).

Tübingen rechtfertigt das Hängewerk. Die Deckenbalken der Leergebinde werden hier durch einen Unterzug gegen Durchbiegen unterstützt.

### Der Dachstuhl von 1619/20

Die an die Dachkonstruktion von 1475/76 östlich anschließende zweite Bauphase von 1619/20 ist als Pfettendach mit liegendem Stuhl, bestehend aus drei Voll- und fünf Leergebinden, konstruiert. Die Höhen der waagrechten Hölzer sind auf den älteren Dachstuhl abgestimmt. Mauerlatten, liegende Ständer, Kehlbalken der Vollgebinde und vereinzelt Kopfstreben sind aus Eiche gefertigt. Auch Hahnenbalken und Windverbände sind aus Eiche, wobei hier auch häufig Spolien verbaut wurden. Die restlichen Hölzer sind aus Nadelholz. Sie wurden offensichtlich geflößt, erkennbar an Bohrungen, die auf die Verwendung von Wiedseilen hinweisen.

Das Dachwerk ist, mit Ausnahme von drei durchtrennten Deckenbalken für den Orgelbau von 1870/71, weitgehend erhalten. Die Kennzeich-

nung der Hölzer mit Abbundzeichen erfolgte durchgehend von Ost nach West.

Die 150-jährige Entwicklung in der Zimmerertechnik des liegenden Stuhles lässt sich im Vergleich zum älteren Teil hier gut ablesen (Abb. 13). Alle Verbindungen sind jetzt gezapft und mit Holznägeln gesichert. Die Spannriegel liegen direkt unter den Kehlbalken. Die Kopfstreben sind eingezapft und haben am Ständer einen Stirnversatz. Die Sparren am First sind mit Scherzapfen miteinander verbunden. Die Deckenbalken sind mit den Mauerlatten überblattet. An der äußeren Mauerlatte wurde eine Kammsasse ausgearbeitet, die aber am Balken nicht berücksichtigt wurde.

Die Schäden in der evangelischen Kirche in Aich sind auf Witterungseinflüsse begünstigt durch mangelhafte Bauunterhaltung an der Außenhaut, Bewegungen im Untergrund und konstruktive Mängel durch unsachgemäße Um- und Anbauten zurückzuführen. Teilweise überlagern sich die unterschiedlichen Schadensursachen, das Schadensbild ist in diesen Bereichen besonders ausgeprägt. Interpretiert man die Schäden in Verbindung mit den Bauabfolgen und den Baumaßnahmen in der unmittelbaren Umgebung können die zeitlichen Schadensabfolgen eingegrenzt werden. Zusammenfassend lassen sich drei Schadensschwerpunkte bzw. -bereiche aufzeigen.

### Ergebnis der Verformungs- und Schadensanalyse

Neigung von Kirche und Turm nach Süden

Die Kirche sowie der Kirchturm neigen sich insgesamt nach Süden. Die Neigungswerte der Kirche betragen von Bodenhöhe bis zur Decke zwischen 6 und 10 cm; der Turm neigt sich bis auf Höhe des Glockengeschosses um 17 cm nach Süden (Abb. 14).



12 Dachwerk vor der Westwand, Aufnahme von Südosten. Zwischen dem ersten und zweiten Binder, unter dem ehemaligen Dachreiter, befindet sich zwischen den liegenden Ständern ein zusätzlicher Riegel, der mit den Windstreben überblattet ist.



Die Neigungsursache dürfte auf Baubewegungen im Untergrund zurückzuführen sein. Die Südseiten von Kirche und Turm haben sich stärker gesetzt als die Nordseiten (Abb. 15). Bei der Baugrunduntersuchung im Jahr 2002 war der Baugrund unterschiedlich stark durchfeuchtet. Der Untergrund, in den oberen Schichten Auffüllmaterial und Hanglehm bzw. Verwitterungston mit toniger und schluffiger Konsistenz, hat die Eigenschaft, bei Wasserzufuhr zu quellen und bei Wasserentzug zu schrumpfen. Bei den Drainagearbeiten im Sommer 2003 stellte sich heraus, dass auf der Nordseite die alten Drainagerohre nicht an das Abwassersystem angeschlossen waren. Die Nordseite war somit nicht nur aufgrund der fehlenden Sonneneinstrahlung sondern auch aufgrund des nicht abgeleiteten Hangwassers wesentlich stärker durchfeuchtet als die Südseite.

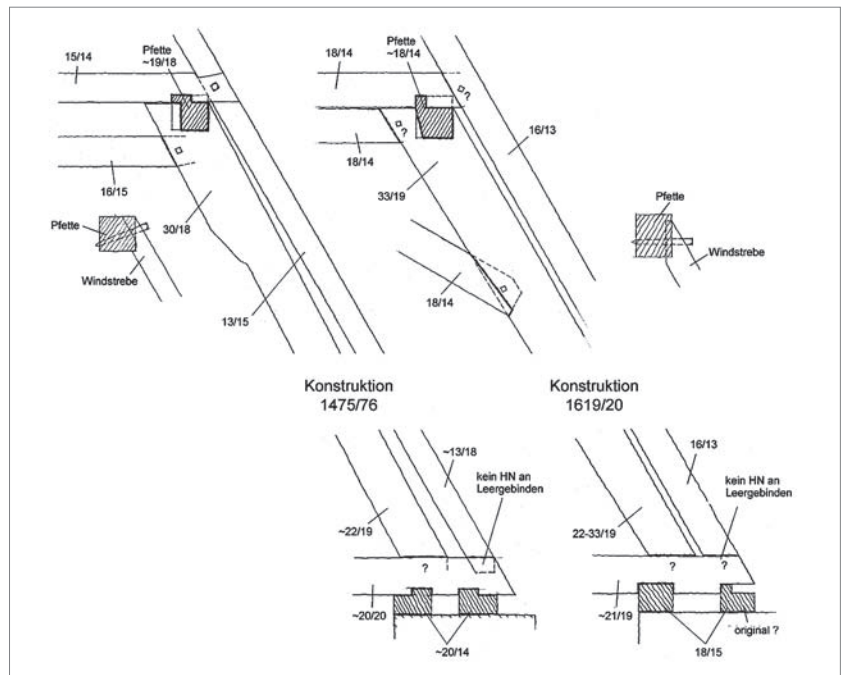
Möglich ist auch, dass aufgrund der Hanglage Verschiebungen nach Süden und damit verbunden auch Neigungen nach Süden stattgefunden haben. In welchem Zeitraum die Neigungen entstanden sind, kann nicht beurteilt werden.

Mauerwerksausbauchung auf der Südseite und Verformungen im Dachwerk von 1475/76

Das Mauerwerk der Südseite baucht zwischen der Westseite und dem Übergang zur Erweiterung von 1619/20 nach Süden aus. Die oben beschriebene Neigung nach Süden und die Ausbauchung addieren sich bis zu einer maximalen Neigung von 22 cm auf. Dies ist auch am Rissbild zwischen den beiden westlichen Maßwerkfenstern innen und außen, beginnend in Deckenhöhe, erkennbar. Die Risse an der Fassade wurden nachträglich zugeputzt. Das westliche Maßwerkfenster reicht bis zur Traufe. Der Mauerwerksverband ist hier insgesamt geschwächt (Abb. 14 u. 16).

Möglicherweise sind die Verformungen während oder nach dem Umbau von 1475/76 entstanden; entsprechend dem Bauphasenplan von Klatte (vgl. Abb. 3) wurde die Südseite neu errichtet, wogegen die Nord- und Westwand beibehalten wurde. Die Fensterumbauten und der Türeingbau von 1870/71 können gleichfalls zu Verformungen geführt haben.

Zu weiteren Verformungen dürfte es während des Umbaus von 1963/64 gekommen sein. Da die Sparren des Anbaus über einer Pfette auf den Sparren des Hauptdaches aufgelegt wurden, entstanden zusätzliche Schubkräfte nach Süden. Das Mauerwerk der Südseite dürfte sich zumindest während der Baumaßnahme weiter nach Süden verschoben haben. Auf der Mauerkrone sind bis zu 5 cm breite Risse nachweisbar. Die Verschie-



bungen im Dachwerk sind deutlich erkennbar; die Hängesäule des dritten Vollgebindes knickt unterhalb der Kehlbalkenlage nach Süden ab (vgl. Abb. 10).

Es ist davon auszugehen, dass sich nach dem Umbau von 1963/64 die Situation stabilisiert hat. Möglicherweise trägt die massiv eingebaute Westempore dazu bei, da zwischen Empore und südlicher Innenwand heute keine Ablösung besteht.

Schwerwiegender sind die Dachstuhlsschäden in den Traufbereichen durch eingedringenes Wasser. Vereinzelt sind die Mauerlatten der Südseite zerstört und schon teilweise ersetzt worden. Sowohl auf der Süd- als auch auf der Nordseite sind die Fußpunkte der Sparren und der liegenden Ständer beschädigt. Das relativ kurze Vorholz der Dachbalken wurde durch eindringende Feuchtigkeit schnell zerstört. Auf der Nordseite sind die Sparren teilweise nach außen ausgewichen. Die Deckenbalken liegen hier ohne Mauerlatten auf, z. T. wurden sie mit beigelaschten Hölzern gesichert (Abb. 19). Nachträglich eingebaute Überzüge sollen vor dem Turm und westlich davon die Belastungen auf die geschädigten Deckenbalken verteilen (s. Abb. 6). Trotz der Verformungen sind die Blattverbindungen auf Höhe der Kehlbalken und an den Scherbändern nur selten gelöst.

Schadensschwerpunkt Chorpolygon und angrenzende Bereiche

Das Mauerwerk des Chorpolygons und des angrenzenden Bereichs auf der Südseite hat sich einseitig gesetzt und verschoben und zeigt ein ausgeprägtes Rissbild mit z.T. durchgehenden Rissen über und unter den Fenstern. Hinzu kom-

13 Systemzeichnungen der Konstruktionen von 1475/76 (links) und 1619/20 (rechts); Knotenpunkte auf Traufhöhe, auf Kehlbalkenhöhe und Pfette/Windstrebe.

men Schäden im Dachwerk, defekte Fußpunkte und gelöste Holzverbindungen. Primärursachen sind die starken Setzungen in Richtung südöstliche Chorpolygonwand, das aufgrund der hochgezogenen Fenster als labil einzustufende Mauerwerk sowie konstruktive Veränderungen und Wasserschäden im Dachwerk (Abb. 14–16).

Das Mauerwerk der Südseite hat sich bis zur südöstlichen Chorpolygonwand auf den letzten 6 m bis zu 8 cm gesetzt. Die nordöstliche und östliche Chorpolygonwand haben sich bis zur südöstlichen Polygonseite, das entspricht ebenfalls einer Entfernung von 6 m, bis zu 10 cm gesetzt. Setzungsursache dürfte auf die oben beschriebenen Veränderungen im Baugrund nach dem Wechsel von Wasseraufnahme und Austrocknungen zurückzuführen sein. Bei den Baugrunduntersuchungen im Juli 2002 wurden der geologische Schichtenaufbau und die entsprechenden Kennwerte durch fünf Kleinbohrungen erkundet. Der geologische Schnitt von der Nordseite des Turmes über die Außenseiten der nordöstlichen und südöstlichen Chorpolygonseiten zeigt eine deutliche Zunahme des Hanglehms bzw. des Verwitterungstons. Die südöstliche Chorpolygonseite ist somit wesentlich stärker setzungsgefährdet als die nördlichen Bereiche.

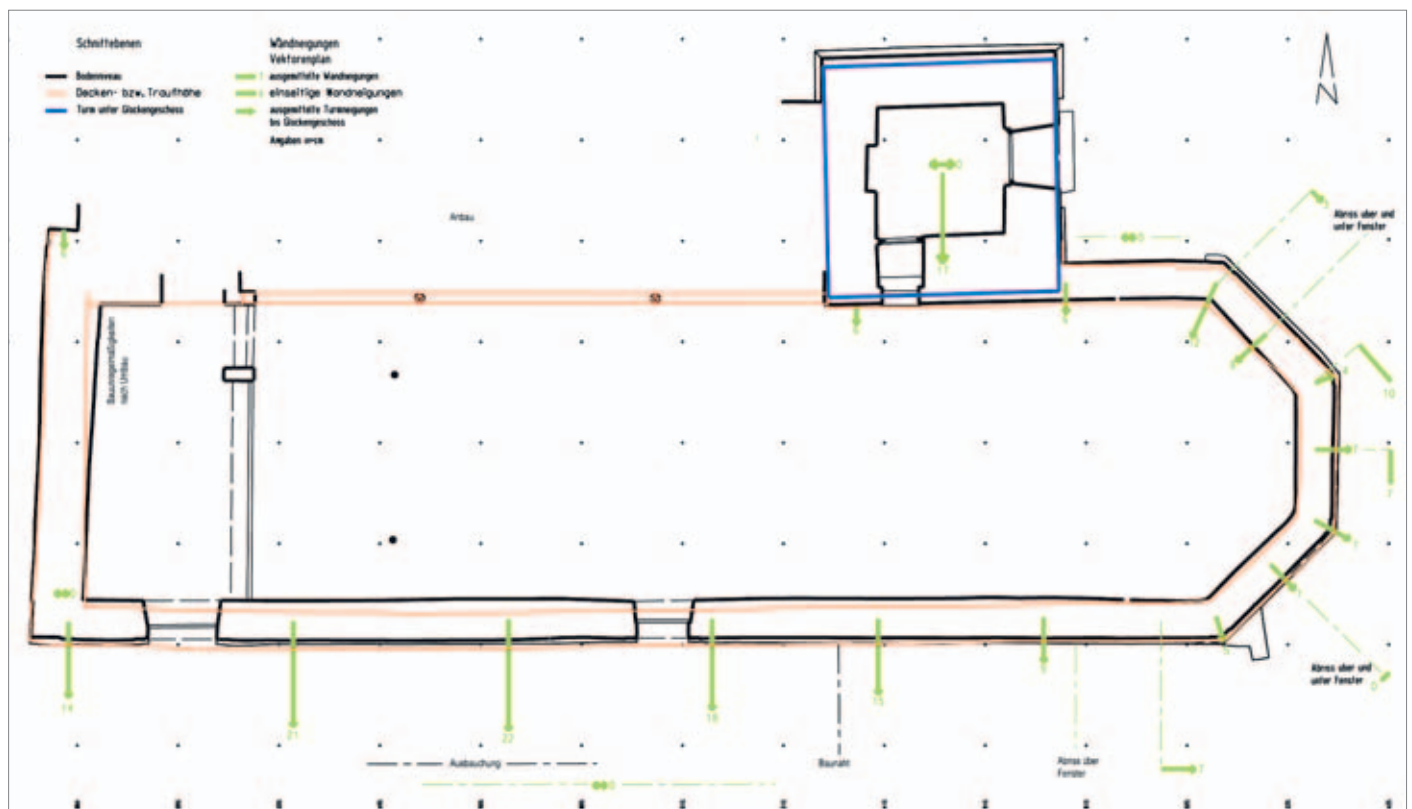
Laut Aussage der Anwohner wurde im Bereich der Treppen vor der Ostseite der Kirche ein Abwasserkanal, vermutlich in den 1960er-Jahren, eingezogen. Es ist davon auszugehen, dass während der Kanalarbeiten der Baugrund austrocknete und in der Folge Setzungen stattgefunden

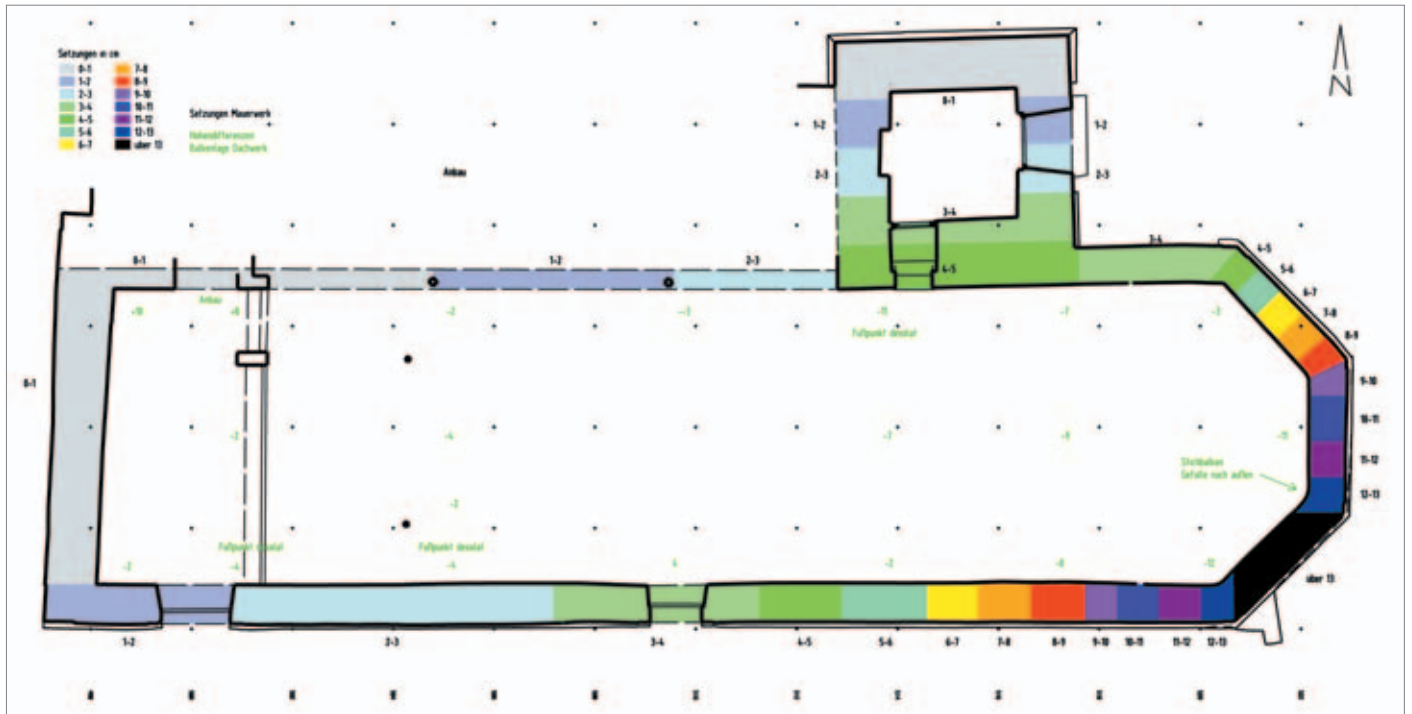
haben. Der Sockel der südöstlichen Polygonwand befindet sich heute ca. 1,60 m über dem Boden; bei einer Sondage im Juli 2002 wurde die Fundamentsohle mit 80–90 cm unter dem heutigen Bodenniveau festgestellt. Bei der Anlage der Treppen wurde hier tiefer abgegraben als bei den benachbarten Bauteilen. Ein an der südöstlichen Ecke nachträglich angesetzter, bis auf Sockelhöhe reichender Strebepfeiler sollte offensichtlich festgestellte Fundamentverschiebungen verhindern. Wandneigungen und Setzungen kann er nicht aufhalten.

Bis zum Frühjahr 2003 stand an der Nordostseite des Chores eine große Zeder. Es ist davon auszugehen, dass ihre Wurzeln bis unter die Fundamente reichten. Bei dem tonigen Untergrund hatten möglicherweise durch Wasser- und Nährstoffentzug des Baumes Schrumpfp Prozesse stattgefunden. Die Zeder musste aus diesen und auf Wunsch der Kirchengemeinde auch aus optischen Gründen, sie verdeckte nahezu den gesamten Kirchturm auf der Ostseite, gefällt werden.

Bedingt durch die Setzungen in Richtung südöstliches Chorpolygon haben sich die angrenzenden Wandscheiben auf der Südseite sowie die des östlichen und nordöstlichen Chorpolygons in die entsprechenden Richtungen geneigt. Das östliche Fenster der Südseite und das Fenster des nordöstlichen Chorpolygons reichen bis in die Traufzonen; hier finden die Neigungswechsel innerhalb der Fenster statt. Weiterhin hat sich, bedingt durch die einseitige Setzung, die südöstliche Ecke

14 Grundriss der Kirche auf Fußbodenhöhe mit überlagerten Grundrissen in Deckenhöhe und beim Turm unterhalb des Glockengeschosses, M. ca. 1:150; Darstellung der ausgemittelten Neigungswerte in Form von Vektoren.





nach außen verschoben. Sowohl am östlichen Fenster der Südseite als auch am Fenster des südöstlichen Chorpolygon sind über und unter den Fenstern durchgehende Risse zu verzeichnen. Die Scheitel des östlichen Fensters der Südseite und des nordöstlichen Chorpolygonfensters reichen bis zur Traufe; über dem südöstlichen Chorpolygonfenster haben sich bis zur Mauerkrone durchgehende Risse gebildet. Die Wandscheiben stehen mehr oder weniger frei. Zu den Schadensursachen zählen neben den einseitigen Setzungen auch Windkräfte, die sich insbesondere durch Druck- und Sogwirkungen auf das Dach auswirken. Da der Schwellenverband des Chorpolygon auf der Mauerkrone, wo die Dachbalken aufliegen, nicht mehr kraftschlüssig verbunden war, konnte das Dachwerk diesen labilen Bereich nicht mehr unterstützen. Weiterhin war mit dem Einbau einer Orgel 1870/71, die in den Dachraum reichte, die Konstruktion bis 1963/64 erheblich geschwächt.

**Dachwerkinstandsetzung und Drainage**

Mit den photogrammetrisch-messtechnischen Arbeiten und den bauhistorischen Untersuchungen wurden Architekt und Bauingenieur Grundlagen für eine substanzschonende und denkmalgerechte Sicherung und Instandsetzung zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus lassen sich mit dieser Dokumentation zukünftige Veränderungen exakt messtechnisch bestimmen; insbesondere können die photogrammetrischen Aufnahmen jederzeit einem veränderten Zustand gegenübergestellt und erneut dreidimensional ausgewertet werden.

Die Finanzsituation der Kirchengemeinde erlaubt derzeit keine Gesamtmaßnahme für die erforderlichen Instandsetzungen und gewünschten Umbauten, deshalb müssen die Arbeiten in mehreren, zeitlich gestreckten Bauabschnitten durchgeführt werden. Die Voruntersuchungen hatten ergeben, dass als Sofortmaßnahmen in einem ersten Bauabschnitt das Dachwerk repariert und entlang der Nord- und Westseite der Kirche der Untergrund entwässert werden musste. Die Einzelschäden im Dachwerk wurden von einem Bauingenieur aufgenommen und zusammen mit den Ergebnissen der Verformungsanalyse interpretiert. Das wichtigste Ergebnis der statischen Untersuchungen und Berechnungen war, dass das historische Dachwerk nach einer zimmermannstechnischen Instandsetzung im Wesentlichen auch den heutigen Sicherheitsanforderungen entspricht. Additive Ergänzungen mussten lediglich im Bereich der Sparrenfußpunkte vorgenommen werden; falsch ausgeführte Um- und Anbauten galt es zu korrigieren. Um den Schub und die zusätzliche Auflast des Pultdaches des Erweiterungsbaus von 1963/64 an der Nordseite auf die Sparren des Hauptdaches besser abfangen zu können, wurde ein neuer Kniestock eingebaut. Die Lasten werden nun direkt auf den Doppel-T-Träger, der anstelle der ursprünglichen Nordwand eingebaut worden war, abgetragen (Abb. 18). Geschädigte Holzteile wurden durch Anschuhungen mit geradem Blatt- oder Scherzapfenverbindungen in Eiche ergänzt. Mauerlatten, die durch Wasserschäden ihre Funktion nicht mehr erfüllen konnten, wurden abschnittsweise ersetzt. Bei den Deckenbalken mussten teilweise links und

15 Grundriss, M. ca. 1:150; Darstellung der relativen Setzungen bezogen auf die Grundmauern sowie der Höhendifferenzen auf der Balkenlage im Dachraum.



16 Südfassade und Abwicklung Chorfassaden, M. ca. 1:150; photogrammetrische Auswertung mit Rissen und Kennzeichnung der Verformungen wie Neigungen, Setzungen und Verschiebungen.

rechts Zangen beigeschraubt werden, die z. T. bis zur Mitte des Daches reichen, um geschädigte Auflagerpunkte überbrücken zu können. Die bei einer früheren Sanierung eingebauten Überzüge konnten wieder entfernt werden.

Eine notwendige zusätzliche Maßnahme war die Sicherung der Sparrenfußpunkte. Wegen des geringen Vorholzes wurden alle Sparrenfußpunkte durch Flachstahlbänder an die Balkenlage zurückgebunden. An der Traufe entfernte man die Aufschieblinge und führte sie mit einem Traufkeil neu aus.

Die Befestigung der Flachdecke des Kircheninnenraums musste verstärkt werden. Zwischen der Balkenlage wurde eine Wärmedämmung eingebracht. Der neu verlegte Bühnenboden wurde mit den Deckenbalken verschraubt und wirkt somit als konstruktive Scheibe.

Als weitere Maßnahmen wurden die Sparrenoberkanten durch Aufdoppelungen für die Dachdeckung neu ausgerichtet und das Dach mit stärkeren Latten versehen. Am First war es notwendig, die Sparren miteinander zu verschrauben. Auf der Südseite wurden die beiden Gauben neu gefertigt. Da das Dach neu eingedeckt werden musste, entschied man sich, nicht nur aus optischen Grün-

den, sondern auch wegen des geringeren Gewichts, für eine Einfach-Biberschwanzdeckung. Die unter die Ziegel gesteckten gewellten Aluminiumschindeln verrutschen nicht so leicht wie die traditionellen Holzschindeln. An das geänderte Bild wird man sich gewöhnen müssen (Abb. 20).

Die Arbeiten am Mauerwerk beschränkten sich auf die Nord- und Westseite. Hier wurden Ergänzungen der Fundamente und eine neue Drainierung mit Anschluss an das Abwassersystem durchgeführt. Mit einem Zementputz und einem Bitumenanstrich wurden die Fundamente abgedichtet und mit einer Stoß- und Sickerschichtmatte geschützt. Anschließend wurde eine Kies-schicht eingebracht (Abb. 17).

Mit den Zimmer- und Holzarbeiten wurde Mitte Mai 2003 begonnen, die Drainage und Außenanlagen wurden im September 2003 fertig gestellt. Leider ergab sich im Laufe der Arbeiten im Dachwerk, dass sich die Schadstellen als zahlreicher und schwerer herausgestellt hatten als ursprünglich angenommen. Andere Leistungen konnten dagegen, nicht zuletzt durch die tatkräftige Mithilfe von Kirchengemeindegliedern, in den Kosten reduziert werden, sodass der ursprüngliche Kostenvoranschlag nicht wesentlich

überschritten wurde. Kosten und Aufwand sind auch deshalb gerechtfertigt, weil insbesondere im Dachwerk unter schwierigen Bedingungen eine auch aus denkmalpflegerischer Sicht fachlich anspruchsvolle und sorgfältige Arbeit ausgeführt wurde (Abb. 21).

### Messtechnische Bauüberwachung und Planung der weiteren Maßnahmen

Im Baugrundgutachten vom Sommer 2002 kamen als Ursache für die Risse im Mauerwerk und für die Verkippung der Wände in erster Linie Bewegungen des Erdreichs infrage. Aber auch einseitige Setzungen durch Austrocknung wurden als Schadensursache nicht ausgeschlossen. Die messtechnischen Untersuchungen zeigten auch, dass sich der südöstliche Bereich der Kirche stärker gesetzt hatte als die übrigen Bauteile. Um in Zukunft exakte Setzungswerte zu erhalten, wurden schon im September 2003 acht Höhenpunkte im Turm und an den Fassaden installiert und durch Feinnivellement eingemessen. Parallel dazu wurden an den markanten Rissen im Chor Markierungen links und rechts der Risse angebracht und eingemessen. Nachdem sich gezeigt hatte, dass sich die gesamte Kirche einschließlich des Turmes nach Süden geneigt hatte, wurden im April und Mai 2003 an der Ostfassade des Turmes in unterschiedlichen Höhen Punkte installiert und durch hochgenaue Winkelmessungen bestimmt. Aufgrund dieser Basisbeobachtungen können in Zukunft kleinste Veränderungen, bis zu einem Mil-

17 Nordwestlicher Bereich des Turmes. Die Fundamentecke ist abgerissen und muss, ähnlich der Reparatur in der Mitte der Turmnordwand sichtbar, unterfangen und ausgebessert werden. An der Nordwand der Kirche, d. h. der Erweiterung von 1963/64 ist der Graben für die neue Drainage ausgehoben.



18 Nordseite im Bereich der Dacherweiterung von 1963/64 nach den Reparatur- und Sicherungsmaßnahmen von 2003. Die Schubkräfte des Pultdaches werden durch einen neu eingebauten Kniestock nicht mehr auf die Sparren des Hauptdaches, sondern senkrecht abgetragen.

limeter und darunter, erkannt werden. Es werden nicht absolute Baubewegungen gemessen, sondern relative Veränderungen wie unterschiedliche Setzungen innerhalb des Bauwerkes, Veränderungen von Rissbreiten und Neigungsänderungen. Nach zwei oder mehreren Folgebeobachtungen kann beurteilt werden, ob die Veränderungen sich innerhalb der normalen Witterungseinflüsse bewegen oder ob einmalige bzw. fortlaufende Veränderungen auftreten.

Im August 2003 wurden bei den Höhenpunkten und bei den Rissabständen erste Folgemessungen durchgeführt. Es zeigte sich, dass sich die Süd- und Westseite des Schiffes gegenüber dem Turm und der Chornordseite um ca. 2 mm weiter gesetzt hatte. Das Chorpolygon hatte sich gegenüber dem Turm und der Chornordseite um ca. 4 mm gesetzt. Die schon bei der Bauaufnahme festgestellten Setzungen der Vergangenheit hatten sich somit fortgesetzt. Die Setzung des südöstlichen Chorbereichs hatte weiterhin zu einer Rissvergrößerung oberhalb des östlichen Fensters der Südseite um 2,5 mm geführt.

Die erneuten relativ starken Setzungen dürften zweifellos mit dem extrem trockenen Sommer im Jahr 2003 zusammenhängen; der Untergrund war auf der Süd- und insbesondere auf der Südostseite stark ausgetrocknet und hatte an Volumen verloren. Es besteht jedoch die Hoffnung, dass sich in Zukunft die Situation aufgrund der durchgeführten baulichen Maßnahmen verbessern wird. Folgende Gründe sprechen dafür: Die alte Drainage an der Nordseite der Kirche war nicht an das Abwassersystem angeschlossen, zwischen der Nord- und Südseite bestanden extreme Feuchtigkeitsdifferenzen. Die neue Drainage dürfte eine erhebliche Verbesserung in Bezug auf eine gleichmäßige Bodenfeuchtigkeit bedeuten. Die Zeder an der Ostseite, die im Frühjahr 2003 gefällt wurde, kann keine Feuchtigkeit und Nährstoffe mehr aus dem Boden entziehen und dadurch Setzungen verursachen. Die Dachstuhl-sanierung wirkt sich auch auf das Mauerwerk stabilisierend aus; der nun geschlossene Ringan-



19 Schadensbild der Konstruktion von 1475/76 auf der Nordseite, von Nordwesten. Die Mauerlatten wurden nach der Kirchen-erweiterung von 1963/64 entfernt, die alte Konstruktion mit beigelaschten Hölzern gesichert.

20 Repariertes Fußpunkt des dritten Binders der Konstruktion von 1475/76, von Westen. Die beschädigten Holzteile wurden mit neuem Holz ergänzt und mit geraden Blatt- und Scherzapfenverbindungen an die alte Konstruktion angeschuht. Zusätzlich wurden die Fußpunkte mit Flachstahlbändern am Deckenbalcken fixiert. Die Sparrenoberseite musste aufgedoppelt werden.



ker aus Mauerlatten hält insbesondere die Mauerkrone im Chorbereich zusammen. Windkräfte, die auf das Dach auftreffen, werden gleichmäßiger als zuvor auf das Mauerwerk abgeleitet; partielle Bodenpressungen werden vermieden. Genauere Prognosen zu den statischen Verhältnissen können nach den nächsten Folgebeobachtungen gegeben werden. Sie sind für September 2004 vorgesehen. Wenn die Setzungen nicht zum Stillstand kommen sollten, müsste doch noch eine Fundamentsicherung mit Betonpfählen bis in den tragfähigen Untergrund erfolgen. Wenn sich die Situation stabilisiert haben sollte, kann die Kirchengemeinde darangehen, die weiteren geplanten Bauabschnitte umzusetzen.

#### Quellen, Literatur und Berichte:

Emil Neth: Festschrift anlässlich des 500jährigen Bestehens der Kirche in Aich, 21. Oktober 1951.  
Norbert Bongartz/Jörg Biel: Kunst, Archäologie und Museen im Kreis Esslingen, Stuttgart 1983, S. 37.  
Erich Wurster: Die Kirche in Aich, 1988, unveröffentlichter Bericht.  
Günter Klock: Aichtal in alten Ansichten, Zaltbommel/Niederlande 1998.

Joachim Hönig: Baugrundgutachten. Risses Schäden Ev. Kirche in Aich, 1. Juli 2002.

Günter Eckstein/Andreas Stiene: Aichtal-Aich, St. Albanus, Evangelische Kirche. Messtechnische Bauuntersuchung und Verformungsanalyse, August 2002–März 2003 (Archiv LDA, Ref. Photogrammetrie).

Jutta Hofmann: Dendrochronologische Altersbestimmungen. Aichtal-Aich, ev. Kirche, 27. 2. 2003 und 4. 4. 2003 (Archiv LDA, Ref. Photogrammetrie).

Martin Greiß: Deformationsmessungen Albanuskirche Aich, 25. 8. 2003 (Archiv LDA, Ref. Photogrammetrie).

Lothar Graner: Außenerneuerung der Albanuskirche in Aich, Maßnahmenbeschreibung vom 20. 6. 2002. Dokumentation, Außenerneuerung /1.BA. Ev. Kirche Aich, Oktober 2003.

Karl Kohler: Sanierung Albanuskirche Aich, zusammenfassender Bericht über die statischen Untersuchungen der Tragkonstruktion, Februar 2004.

**Dipl. Ing. (FH) Günter Eckstein  
Andreas Stiene**

LDA · Technische Dienste, Photogrammetrie  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar

# Die Insel Mainau

## Kernbereich und Teile des historischen Parks jetzt als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung geschützt

*Die Insel Mainau ist insgesamt mit ihren Baulichkeiten, archäologischen Bereichen und Gartenanlagen sowie einschließlich des Damms zum Festland Kulturdenkmal nach § 2 DSchG. Im Juli 2003 wurde ein Kernbereich der Insel nach längeren Abstimmungsverhandlungen zwischen der Familie Graf Lennart Bernadotte bzw. der Mainau GmbH als Eigentümer und den Denkmalschutzbehörden zusätzlich als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach §12 DSchG ausgewiesen und ins Denkmalsbuch eingetragen. Er umfasst Schloss, Kirche, den bis ins Spätmittelalter befestigten Bereich des Hochplateaus, den Hafen, die Gärten Arboretum, Innerer Garten, Italienischer Garten sowie zusätzlich die Weinberg- und Seeufermauern (Abb. 1 u. 2).*

Petra Wichmann / Bertram Jenisch

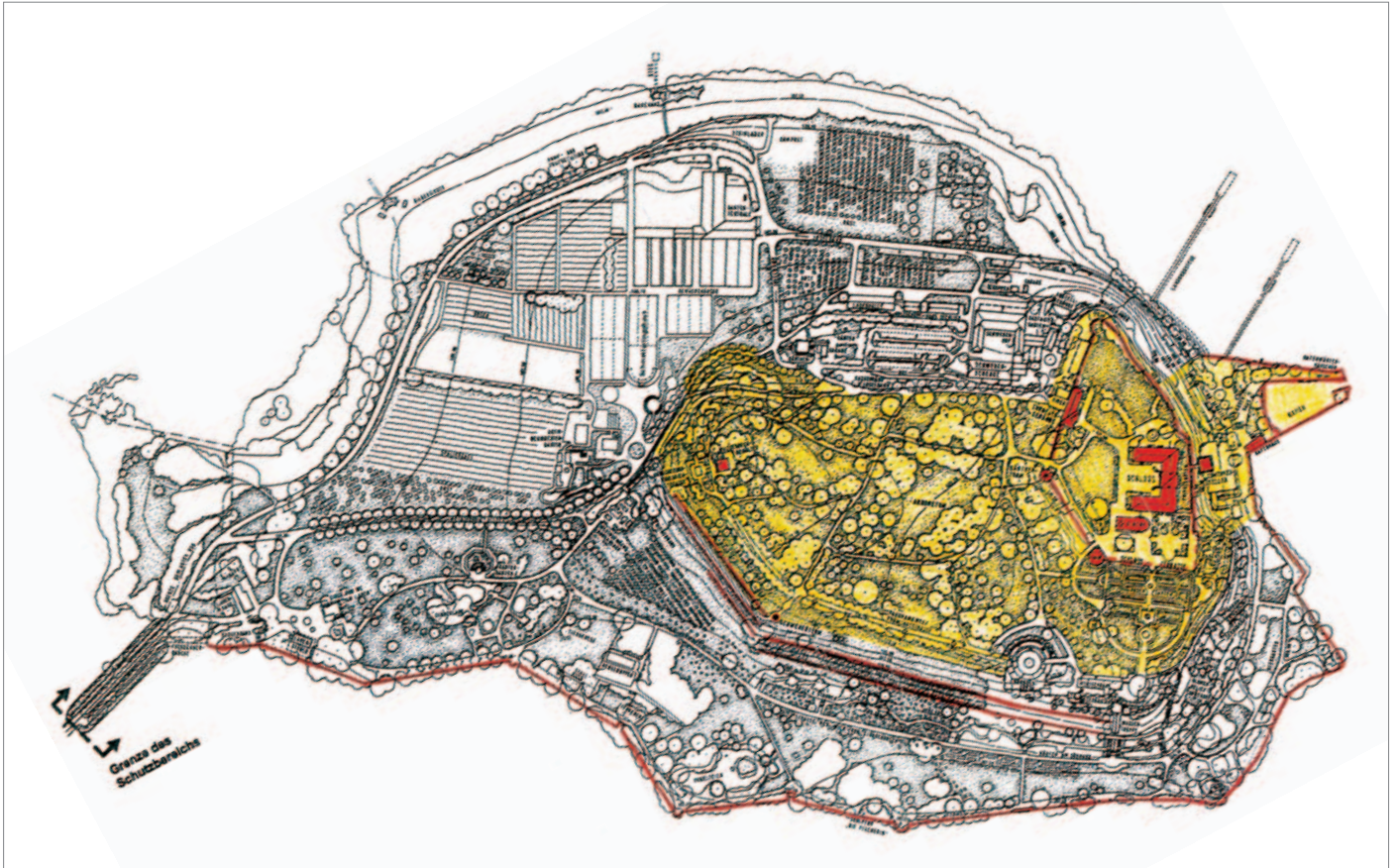
Schloss und Kirche werden in einschlägigen Kunstführern sowie in einer Monographie über den Architekten der barocken Neugestaltung, Johann Caspar Bagnato, gewürdigt. Auch über die archäologischen Denkmale, also die mittelalterlichen und barocken Befestigungswerke und die Reste der mittelalterlichen Burganlage sowie die barocken Ökonomiegebäude, wurde bereits im Rahmen einer Ausstellung publiziert. Unbekannt war hingegen der Verlauf der barocken Befestigungswerke im heutigen Gelände.

Die Gärten, der Hauptanziehungspunkt für viele der 1,3 Millionen Besucher jährlich, machten die Insel Mainau in den letzten Jahrzehnten im In- und Ausland bekannt. Die Besucher wissen, dass auf der Insel Mainau mit ihrem feucht-warmen Klima subtropische Pflanzen gedeihen, die an die

Vegetation um die Seen südlich des Alpenhauptkamms erinnern. Über die Aufteilung der Insel in unterschiedlich geprägte historische Gärten mit verschiedener Entstehungsgeschichte und jeweils charakteristischer Gestaltung werden sie kaum informiert. Die Berühmtheit und Beliebtheit dieser Gärten und die geringe historische Information stehen im Widerspruch zueinander. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte zielte zudem mit jahreszeitlichen Attraktionen wie der Dahlienschau im Herbst, mit bunt blühenden Sommerpflanzen, Tiergehege, Gewürzkräutergarten und Neuschöpfungen wie der Wassertreppe, auf Attraktionen für den Tourismus. Das führte in manchen Bereichen zu einer kleinteiligen Neustrukturierung, die den historischen Bestand überlagert und schwerer lesbar gemacht hat.



1 Luftbild der Insel Mainau, von Südosten, 2000.



2 Kartierung des als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung eingetragenen Kernbereichs der Insel Mainau.

Die gräfliche Familie und die Mainau GmbH sind sich aber der Bedeutung der historischen Gartenanlagen auf der Insel durchaus bewusst und haben ein Parkpflegewerk in Auftrag gegeben, das Grundlage für die Pflege und Fortschreibung des historischen Bestandes sein soll. Es wurde 1993 fertig gestellt und 1997 – leider nur in Auszügen – in einer Fachzeitschrift veröffentlicht. Die im Vorfeld des Eintragungsverfahrens im Landesdenkmal-

amt erarbeiteten Gutachten zum Thema Mainau werden, soweit sie sich auf Bereiche beziehen, die öffentlich zugänglich sind, in ihren inhaltlichen Aussagen hier zusammenfassend veröffentlicht. Eingefügt sind auch drei für diese Dokumentation erstellte computergestützte Kartenüberlagerungen. Deren anschaulich nachvollziehbaren Ergebnisse sind wichtige Quellen für Archäologie und Gartenbaugeschichte (Abb. 6,16 u. 17).



3 Lage der mittelalterlichen Reste der Burg Mainau.





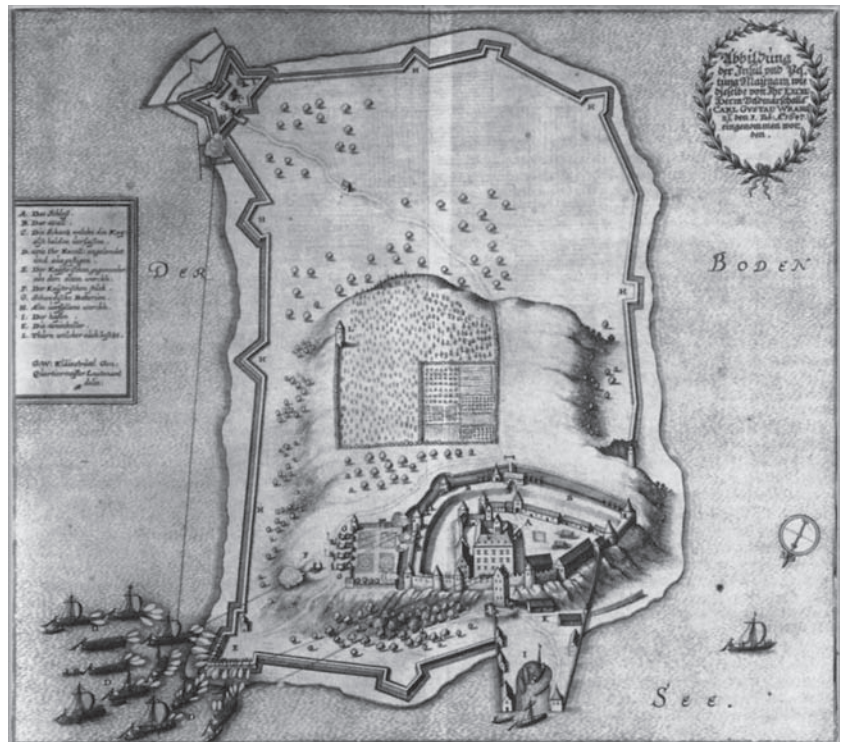
4 Lage der barocken Schanzanlagen am Ufersaum der Insel Mainau.

### Historischer Überblick

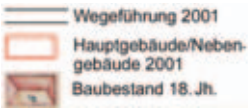
Die früheste Besiedlung der Insel Mainau im Überlinger See kann im Neolithikum ab dem 4. Jahrtausend v. Chr. nachgewiesen werden. Jungsteinzeitliche und bronzezeitliche Pfahlbausiedlungen finden sich entlang des Nordstrandes und südwestlich der Insel in der Flachwasserzone. Weitere Siedlungsbelege bis in das Mittelalter fehlen. Seit dem 9. Jahrhundert ist die Mainau im Besitz des Klosters Reichenau, wobei den Schriftquellen keine Details zur Bebauung zu entnehmen sind. 1242 begegnen wir erstmals einem Dienstmannengeschlecht, das sich nach der Insel Mainau benannte, wir dürfen ab diesem Zeitpunkt den Bestand der Burg voraussetzen. Sie kam 1271 durch den reichenauischen Ministerialen Arnold von Langenstein zusammen mit Besitzungen auf dem Bodanrück an den Deutschen Ritterorden. Die zum Verwaltungsmittelpunkt eines relativ selbstständigen Deutschordenterritoriums ausgebaute Kommende war zunächst eine befestigte burgartige Anlage am Rand der Hochfläche der Insel, oberhalb des östlichen Steilabfalls zum See. Die großzügige barocke Neuordnung entstand 1732–46 als Werk des Deutschordensbaumeisters Johann Caspar Bagnato. Nach

der Säkularisation wurden ab 1805 unter wechselnden Besitzern die baulichen Anlagen unter Abbruch von Wirtschaftsgebäuden (an der Rückseite des Ehrenhofes und südöstlich der Kirche) in einen neu angelegten Landschaftsgarten integriert. Die gärtnerischen Anlagen (Parkwege, Alleen, Arboretum) sind vor allem unter Großherzog Friedrich I. von Baden entstanden, der die

5 Die Insel Mainau aus der Vogelperspektive. Zeichnung von G. W. Kläinsträttl, umgesetzt als Kupferstich durch M. Merian, 1647.



6 Reste des „Schänzle“ nach einem 1760 entstandenen Plan der Insel, die mit dem heutigen Plan überlagert ist (Ausschnitt).



Insel 1853 kaufte und bis zu seinem Tod 1907 prägte. Unter dem heutigen Besitzer, Graf Lenart Bernadotte, der die Mainau 1928 aus Familienbesitz kaufte, wurden sie wieder instand gesetzt, aber auch weiterentwickelt.

### Die mittelalterliche Burg

Die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu vermutende Burg wurde erstmals 1272 erwähnt. Zeitgenössische Abbildungen oder Beschreibungen sind nicht bekannt. Nur vereinzelt erfahren wir von Details der Wehranlage, so etwa 1292, als eine Kapelle errichtet wurde.

Schriftquellen, historische Pläne und Ansichten weisen auf Reste dieser älteren Burganlage hin (Abb. 3). Ergänzend dazu zeigten die vom Landesdenkmalamt durchgeführten geophysikalischen Messungen im Süden des Schlosses, dass sich archäologische Reste der bis in das 13. Jahrhundert zurückreichenden Burg im Boden des Schlossareals erhalten haben. Die nachgewiesenen Mauerbefunde sind als Substruktion der südlichen Wehrmauer sowie als Abschnittsbefestigung im Zwingergraben anzusprechen. Obwohl

7 Die Westfassade der Schlosskapelle Mainau vom Arboretum aus gesehen. Foto: Alfons Retlich, Konstanz.



die spätmittelalterliche Burg nicht vollständig rekonstruierbar ist, kann ihr Areal im Bereich der jüngeren Schlossanlage noch weitgehend nachvollzogen werden. Einen Eindruck über das Aussehen der spätmittelalterlichen Burganlage vermittelt der Kupferstich von Merian (Abb. 5).

Zur ältesten Kernburg gehörten das Zeughaus, der Reitstall, das sog. Pulvermagazin und der Wirtschaftshof mit Nebengebäuden. Teil dieser Anlage war auch die südlich vorgelagerte Vorburg, die heute von der Terrasse des Barockgartens überlagert ist. Der mit Schenkelmauern an die Kernburg bzw. an die Befestigung des östlich vorgelagerten Turms angebundene Hafen ist in seiner nahezu unveränderten Gestalt seit dem Dreißigjährigen Krieg erhalten.

Ein zweiter, spätmittelalterlicher Befestigungsring mit neun Türmen umgab die durch ein Tor im Westen zu betretende Hauptburg, die im Norden, Westen und Süden von einem Graben umgeben war. Im südlichen Zwinger waren Quermauern angelegt worden. Anstelle des heutigen Schlosses befand sich deren Hauptbau. Große Teile des äußeren Befestigungsringes sind erhalten, so die Ostseite oberhalb des Steilhangs zum Hafen einschließlich des großen vorgelagerten Turms, die Nord- und Nordwestseite einschließlich des Tores, das wohl in zwei Stufen zu einem großen Torhaus erweitert wurde. Es trägt die Datierung 1764 für die Aufstockung des Tores zu einem Torhaus, die Erweiterung nach Norden soll aus großherzoglicher Zeit stammen. Die westliche Mauer ist bis kurz vor dem Gärtnerurm vorhanden. Dort wurde eine Durchfahrt, die ursprünglich über eine Brücke führte, geschaffen. Vom Gärtnerurm bis

zu dem Rondell an der Südwestseite ist die Mauer zu einem niederen Gartenmüerchen reduziert, ihr Verlauf aber immerhin noch ablesbar. An der Südseite ist der Mauerverlauf obertägig nicht mehr zu sehen.

Erhalten hat sich auch der als vorgelagerter Ausguck zum Festland hin angelegte Schweden- oder Rebberturm. Er trägt die Datierung 1588 sowie ein Wappen (Abb. 18). Er markiert eine weitere am Rand des Plateaus verlaufende spätmittelalterliche Befestigung. Sie war möglicherweise zunächst als Erdwall ausgeführt, weitere archäologische Reste sind an der Kante des oberen Inselplateaus anzunehmen.

### Barocke Festungswerke

Während der Endphase des Dreißigjährigen Krieges wurde die Insel Mainau befestigt. Die insgesamt etwa 1,9 km lange barocke Verteidigungsanlage besteht aus einer Schanzlinie, die als Mauer (sog. Kurtine) mit vorgelagertem Graben ausgebildet ist. An Ecken und langen Zwischenstrecken befinden sich kleinere Bastionen (vorspringende, fünfeckige Plattformen) sowie dazwischen ange-

legte dreieckige Vorsprünge (Flechen) und rechteckige Vorsprünge, die als Geschützstellungen verwendet werden konnten. Wohl um 1642 wurde an der Engstelle zwischen der Südostspitze der Insel und der Furt, die sie mit dem Festland verband, eine Bastion errichtet. Diese barocken Schanzanlagen wurde erstmals 1647 von G. W. Kläinsträttl gezeichnet und von M. Merian als Kupferstich gedruckt (Abb. 4). Diese Darstellung deckt sich mit den topographischen Befunden und späteren Plänen.

Wann erste Schanzanlagen entlang des Ufersaums errichtet wurden, ist nicht bekannt, ab 1642 erfolgte deren Ausbau (Abb. 5). Zwischen der befestigten Schlossanlage mit dem Hafen und der an der Südwestspitze der Insel angelegten Bastion wurde ein geschlossenes Schanzensystem angelegt, das sich an dem Hochgestade der alten Uferlinie orientierte. Diese Verteidigungslinie ist in dem erwähnten Kupferstich Merians abgebildet. Auch spätere Pläne verzeichnen noch Reste der Schanzen, die sich heute obertägig nur noch in wenigen Resten in der Uferbefestigung oder als Relikt in Parzellengrenzen erhalten haben. Im Boden ist hingegen mit Fundamenten und den vor-



8 Mainau, Vogelschauansicht der Kommende um 1800. Anonymes Ölgemälde.

gelagerten, heute verfüllten Gräben zu rechnen. Durch Landgewinnungsmaßnahmen insbesondere im Süden der Insel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden neue Ufermauern, das dahinter liegende Gelände wurde aufgefüllt. Die Schanzlinie wurde dort überformt und ist auf weite Strecken nur noch als Geländestufe erkennbar. Insbesondere im Bereich des Hafens und südlich des Schlosses sind Reste der alten Schanzenmauer erhalten, die mehrfach instand gesetzt wurden.

Das so genannte Schänzlein, das den Zugang zur Insel deckte, erstreckte sich auf einer Grundfläche von etwa 200 m Länge und 100 m Breite. Es hat den Grundriss einer reduzierten Fünfeckbastion, die zur Insel gerichtete Seite ist lediglich als lange Wallstrecke (sog. Kurtine) mit vorgelagertem Graben ausgebildet, die in der Mitte einen dreieckigen Vorsprung (sog. Fleche) aufweist. Die Anlage war von einem 10 bis 15 m breiten Graben umgeben. Der um 1760 entstandene Plan der Insel verzeichnet noch Reste der Bastion nördlich des markanten Knicks des Hauptwegs (Abb. 6). Zur Auffüllung des Straßendamms sollte 1839 die alte Schanze abgetragen werden. Von dieser Maßnahme war vor allem der südliche Teil der Bastion betroffen, während sich nördlich des Hauptwegs heute noch Reste des „Schänzleins“ als Bodendenkmal erhalten haben.

### Barocke Neugestaltung unter Bagnato

Johann Caspar Bagnato, der viel beschäftigte Baumeister des Deutschen Ordens der Ballei Elßaß-Burgund, erhielt den Auftrag für die barocke

Neugestaltung der Baulichkeiten auf der Mainau. Die Baumaßnahmen begannen 1732–39 mit dem Neubau der Marienkirche (Jungfrau und Gottesgebäerin) über den Grundmauern des Vorgängerbaus. Es entstand ein vierachsiger Saalbau mit querschiffartigen Erweiterungen für die Herrschaftsemporen samt Verbindungsgang zum Schloss und rund schließendem Chor. Die flächige Putzbandgliederung des Außenbaus steht an der Westseite mit Horizontalgebälk und Schweifgiebel in der frühbarocken Tradition des späten 17. Jahrhunderts. Der daraus emporwachsende, plastisch durchgebildete Westturm mit seiner detailreich bewegten Gliederung und der geschweiften Zwiebelhaube zeigt eine zum Hochbarock hin gewandelte Stilstufe (Abb. 7).

Der schmal wirkende, durch Fenster und hohe Wandpfeiler gegliederte Innenraum entfaltet zum Hauptaltar hin eine reiche, bühnenartige Wirkung. Spannung erhält er durch eine konkave Einziehung: Indem die Seitenaltäre schräggestellt sind und der Vorchor durch die Herrschaftslogen eingeengt ist, wird das sich dahinter öffnende, weite und lichte Chorhalbrund in seiner Wirkung gesteigert. Das Fußbodenniveau steigt nach Osten an; die Gewölbeformen staffeln sich vom Flachgewölbe über die querovale Kuppel zum gebusten Chorgewölbe. Reichtum und Farbigkeit der Ausstattung nehmen zum Chor und zur Decke hin zu.

Für die Ausstattung standen hervorragende Künstler zur Verfügung. Stuckateure waren, wie bei fast allen Bagnatobauten, Francesco Pozzi und seine Söhne. Fresken und Hauptaltargemälde stammen von Franz Joseph Spiegler, der



9 Mainau, landseitige Schaufassade und Innerer Garten des Schlosses. Luftbild Anfang des 20. Jahrhunderts.



räumliche Tiefe mit Lichtwirbeln gewinnt. Die Seitenaltargemälde wurden bereits 1712 für den Vorgängerbau gefertigt. Die Stuckmarmoraltäre (nach Bagnatos Entwurf) fertigte Joseph Anton Feuchtmayer, ebenso die Bleiguss-Marienbüste über dem Eingang. Die Kirche, Bagnatos Hauptwerk, steht mit der angestrebten Verschmelzung der Raumteile entwicklungsgeschichtlich zwischen den frühbarocken Wandpfeilerbauten der Vorarlberger Baumeister und der im Inneren in Rokokoformen feingliedrig bewegten Wallfahrtskirche Birnau.

Das 1739 bis 1746 erbaute Schloss ist eine landseitig um einen Ehrenhof angelegte, dreigeschossige Dreiflügelanlage unter Walmdächern. Eckquaderung, ein umlaufendes Geschossgesims über dem Erdgeschoss, mehrteilige Rundbogeneingänge und gleichmäßig gereihte Fenster sowie im Zentrum ein dreiachsiger, viergeschossiger Mittelrisalit gliedern den Baukörper. Diese Walmdächer scheinen allerdings einer neubarocken Veränderung des 19. Jahrhunderts zu entstammen, auf Darstellungen der Zeit um 1800 zeigt sich das Schloss noch mit Ziergiebeln über Gesimsen an den Flügelbauten sowie mit einem wesentlich steileren Dach über dem Mittelrisalit mit der Wapenkartusche (vgl. Abb. 8 und 9). Dieser Mittelrisalit bietet über gewelltem Gesims Platz für das große, plastisch gearbeitete Zierfeld mit den Wap-

pen des Hochmeisters Clemens August von Bayern (oben), des Landkomturs Philipp Joseph Eusebius Graf von Froberg (links) und des Mainaukomturs Friedrich Freiherr von Baden. Ein Wesensmerkmal des Mainauschlusses ist seine Doppelseitigkeit mit der über dem Hafen und dem Felsen aufragenden, weithin sichtbaren Seefassade. Aus dem Wappen des Deutschen Ordens im Mittelrisalit des Hauptflügels kann man schließen, dass die Seefassade zur Bauzeit die größere Bedeutung hatte (Abb. 10). Im Inneren sind die Treppenhäuser für ein Barockschloss ungewöhnlich bescheiden in den Seitenflügeln angeordnet. Die Repräsentationsräume mit Stuckdecken der Pozzi-Werkstatt (Tiere, Masken, Fahnen, Trophäen), unterschiedlichen Intarsientüren und Steckborner Fayenceöfen liegen im Mitteltrakt. Das Zentrum nimmt der zweigeschossige Festsaal, der sog. Weiße Saal, ein. Im Kern ist es der barocke Festsaal, dieser wurde um 1875 mit weißer Decke, ergänzendem Neurokokostuck in den Wandspiegeln sowie Vergoldungen zu seiner heutigen Form verändert.

Die Hauptschauseite der Schlossanlage und des befestigten Schlossberges ist dem Wasser zugewandt. Der Hafen ist der alte Hauptzugang. Traditionell kam man mit dem Schiff auf die Insel Mainau. Die trapezförmige Grundrissform des Hafens zeichnen noch heute Mauern nach, deren

*10 Mainau, seeseitige Schaufassade des Schlosses von Ost. Südlich unterhalb der „Italienische Garten“. Am Osthang des Schlossberges und westlich der Befestigung die Baumriesen des Arboretums. Links oben im Bild die Esskastanienallee und der ufernahe Landschaftsgarten, 1989.*

Aufmauerung aus unregelmäßigen Quadern zeigt, dass sie wesentlich älter sind als die Mauern des Hafenbeckens. Das Hafenbecken selbst dürfte zusammen mit den Seeufermauern aus großherzoglicher Zeit stammen.

Zur Festlandseite, heute seitlich des Inseldamms, steht das sog. Schwedenkreuz. Ein qualitätsvolles Kruzifix mit zwei Schächern auf einer Spätrenaissance-Säule. Bronze, 1577 vom Komtur Werner Schenk von Stauffenberg gestiftet. (Abb. 11).

### Zur Entstehungsgeschichte des Parks in großherzoglicher Zeit und die Hofgärtner des 19. Jahrhunderts

Die Insel Mainau besaß im Barock einen ummauerten Ziergarten, er war der hochmittelalterlichen Befestigungsanlage südlich vorgelagert und befand sich im Bereich der spätmittelalterlichen Vorburg. Auf dem ursprünglich auch befestigten, nach Westen gelegenen Hochplateau hatte man damals einen von einer Hecke umfriedeten Weingarten samt Gemüsegarten angelegt. (Abb. 4). Linden aus dem 18. Jahrhundert haben sich am südwestlichen Seeufer, in Hafennähe erhalten. Ansonsten war die Insel wie noch bis nach 1945 überwiegend landwirtschaftlich genutzt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkten sich die gärtnerischen Maßnahmen auf den Bereich um das Schloss. Graf Esterházy (seit 1826 Eigentümer der Mainau) ließ nach Abbruch von Wirtschaftsgebäuden die „Innere Gartenanlage“ anlegen, Gräfin Langenstein zwischen 1839 und 1850 hat an der Südseite des Schlosses wei-

tere Abbrucharbeiten vornehmen und dort einen Gemüsegarten sowie ein Gewächshaus erbauen lassen.

Eine Gesamtplanung für die Insel gab es erstmals unter Großherzog Friedrich I. von Baden ab 1853. Dies ist die Blütezeit der Gartengestalterischen Entwicklung, die ältere historische Zustände integrierte und bis heute prägend ist. Unter dem Karlsruher Hofgärtner Carl Mayer und dem ersten Mainauer Hofgärtner Chr. Schlichter kam es zum Konzept der Erschließung der gesamten Insel durch Wege, Alleen und Aussichtsplätze, das im Laufe der nächsten Jahrzehnte umgesetzt und ausgebaut wurde. D.h. damals wurde damit begonnen, den landwirtschaftlich genutzten Teil – ähnlich wie die ländlichen Randbereiche der großen Landschaftsgärten des 18. Jahrhunderts, z. B. in Wörlitz – in die Parknutzung einzubeziehen. Einheimische Pflanzen im Sinne der von Pückler und Lenné vertretenen Auffassung von Natürlichkeit wurden gepflanzt. Der Idee des Landschaftsgartens entsprechend hat man in dieser Zeit vermutlich auch die ersten Skulpturen aufgestellt und entsprechende Sichtbezüge geschaffen.

Nach 1859 kam es unter dem zweiten Mainauer Hofgärtner Ludwig Eberling durch Weiterentwicklung der Gartenkunst zu einer Wende. Exotische Nadelgehölze und Immergrüne, die der Großherzog auch von Reisen in fremde Länder auf die Mainau schickte, wurden als Sammelstücke nach und nach auf dem Hochplateau westlich der Schlossanlage gepflanzt. Ein für die Zeit typisches Arboretum, ein Gartenbereich für die Sammlung seltener Bäume aus aller Welt, entstand. Er legte weitere Wege an, pflanzte Alleen. Ende des 19. Jahrhunderts gab es: Maulbeer-, Kirsch-, Platanen-, Nussbaum-, Esskastanien-, Tulpenbaum- und Kastanienalleen (Abb. 12). Die Seeufermauer mit ihren Aussichtskanzeln und der Uferrandweg entstanden. Die Seeufermauer konnte durch wohl in diesem Zusammenhang ausgeführte Landgewinnungsmaßnahmen in den See hinaus verschoben werden (Abb. 14). Auch das Wasserreservoir wurde mit einer Terrasse als Aussichtsplattform gestaltet (Abb. 13).

Interessant ist, dass der Weg südlich der Weinberge, der Fahrweg vom Hafen zum Schloss, die barocken Befestigungsanlagen als Fundament nutzte (Abb. 5). Zuletzt wurde der Landzugang ausgebaut. 1865 entstand anstelle eines baufälligen Steges vom Festland her ein Damm mit einer Brücke (Letztere erneuert 1978). Der Inselcharakter war damit aufgehoben. Der alte Weg von der Landseite zu Torhaus und Schloss wurde beibehalten. Er wurde jetzt zum viel benützten Hauptzugang. Damm und Hauptweg wurden als Platanenallee gestaltet. Auch die zur Mainau führende Landstraße (L 219) wurde in der zweiten



11 Mainau, „Schwedenkreuz“, Bronze 1577.  
Foto: Alfons Rettich, Konstanz.



mann mit der Planung einer weiteren Gartenanlage nach italienischen Vorbildern. Es entstand daraufhin im Sinne des Historismus ein mit „pseudoregelmäßigem Charakter“ gestalteter Blumengarten an der Südseite des Befestigungs-rings, dort, wo auch der barocke Garten gelegen hatte. Das Parterre ist von der höher gelegenen Terrasse aus gut einsehbar. Über eine große, mit Balustern versehene Freitreppe gelangte man in diesen Gartenteil, der von Pergolen eingefasst und mit Gipsfiguren ausgestattet war. Erst später wurde er zu einem Rosengarten umgestaltet.

12 Mainau, Esskastanien-Allee am Südrand des Hochplateaus.

## Die historischen Gärten

### Beschreibung und heutiger Bestand

Der dendrologisch älteste Baumbestand sind die Linden an der Ostseite der Insel, die auf die Deutschordenszeit zurückgehen.

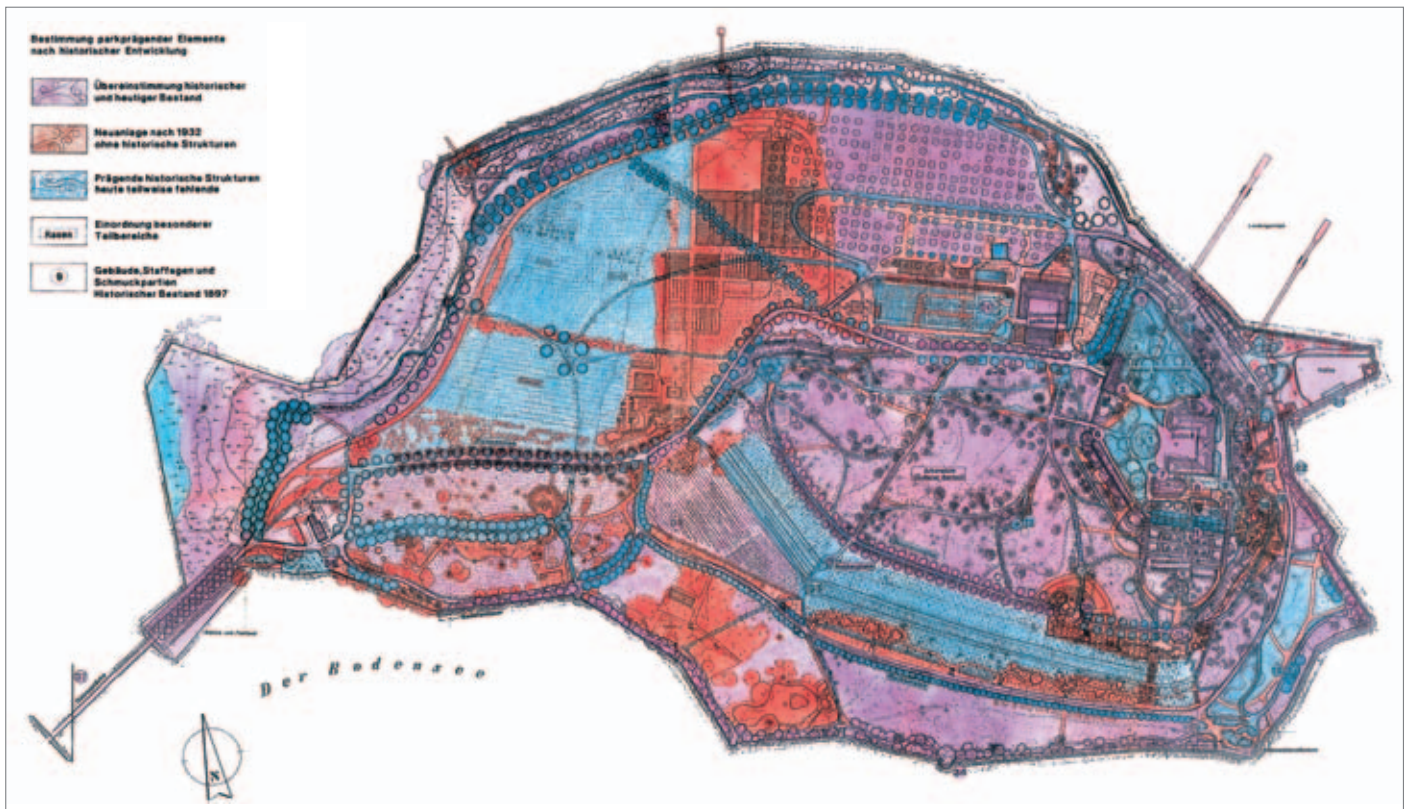
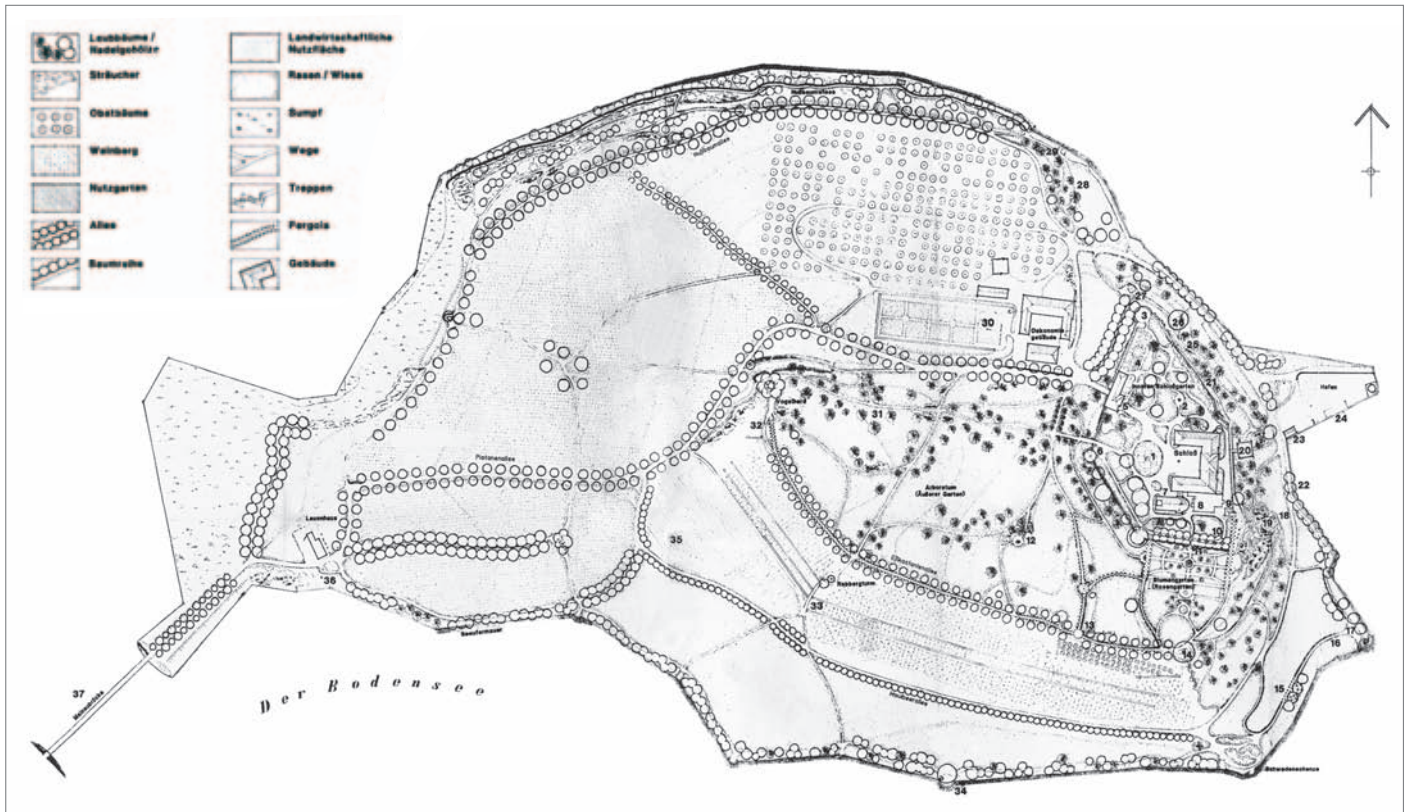
Die unmittelbar vor dem Schloss innerhalb des Befestigungsberings gelegene Innere Gartenanlage war von der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg der wichtigste Gartenbereich. Nach Abbruch der Ökonomiegebäude wurde der frei gewordene Bereich gärtnerisch gestaltet. Der Landseite des Schlosses wurde ein nahe an die Architektur heranreichender, geometrisch gegliederter Garten vorgelagert, der in der Gestaltung Bezug nahm auf die Gliederung der Schlossarchitektur und durch ein Foto vom Anfang des 20. Jahrhunderts in seiner Gestaltung überliefert ist (Abb. 9). Die Befestigungstürme der Zeit um 1500 wirken wie Staffa-

Hälfte des 19. Jahrhunderts auf Betreiben des Großherzogs zwischen Litzelstetten und Egg als Platanenallee bepflanzt. Entlang der Landstraße sind die Platanen weitgehend erhalten, auf der Mainau erfolgte die Nachpflanzung der Platanenallee seit den 1950er-Jahren mit Metasequoia-Bäumen.

Ferner beauftragte der Großherzog 1860 den Biebricher Gartendirektor Carl Friedrich Thele-



13 Mainau. Als Aussichtsplattform gestaltetes Wasserreservoir vom Ende des 19. Jahrhunderts.



14 Plan mit dem historischen Bestand um 1897, Parkpflgewerk Mainau 1993.

15 Analyse des heutigen Erhaltungszustands des historischen Parks, Parkpflgewerk Mainau 1993.


gearchitekturen am Übergang vom Inneren Garten zum Arboretum und haben so uminterpretiert eine neue Aufgabe im veränderten Kontext zugewiesen bekommen. Heute ist die Wegführung in diesem Bereich vereinfacht, andere Teile sind bekieste Verkehrsfläche bzw. durch Grünpflanzungen abgetrennter Privatgarten der gräflichen Familie. Auch wenn hier die prägenden his-

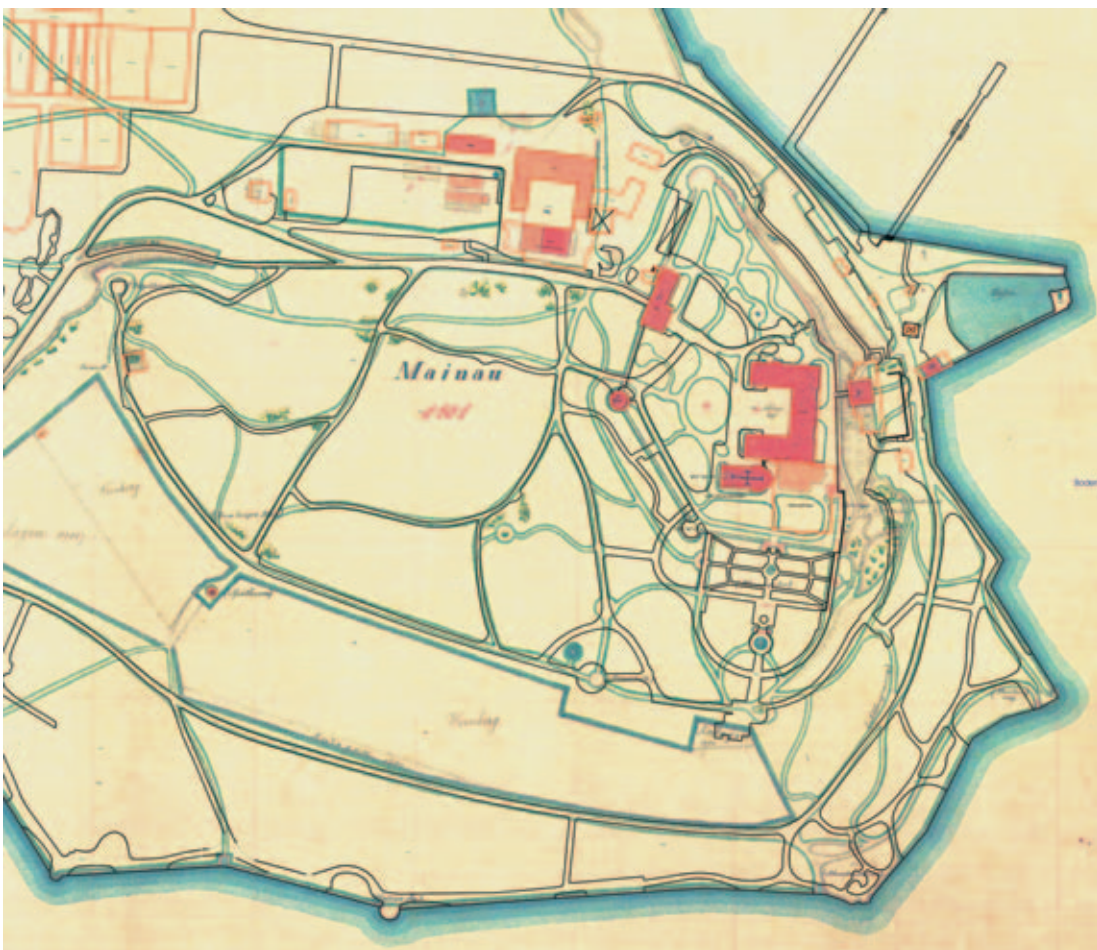
torischen Gartenstrukturen sehr reduziert sind, handelt es sich von den Gebäuden und der archäologischen Relevanz her um den wichtigsten Bereich (vgl. auch im Folgenden Abb. 14–16). Die Hochfläche westlich des Schlosses sowie die zum Hafen hin abfallende östliche Schlossbergseite sind als Arboretum gestaltet (Abb. 7 u. 10). Hier wurden fremdländische, vielfach auch auf





16 Der Kernbereich der Insel Mainau nach einem 1760 entstandenen Plan, der mit dem heutigen Plan überlagert ist (Ausschnitt).

-  Wegführung 2001
-  Hauptgebäude/Nebengebäude 2001
-  Baubestand 18. Jh.



17 Der Kernbereich der Insel Mainau nach einem um 1900 entstandenen Gemarkungsplan, der mit dem heutigen Plan überlagert ist. Abzulesen sind z. B. die Veränderungen in der Wegführung (Ausschnitt).

-  Wegführung 2001
-  Wegführung 1900
-  Hauptgebäude/Nebengebäude 2001
-  Hauptgebäude 1900
-  Nebengebäude 1900

Reisen durch den Großherzog erworbene Koniferen und Immergrüne angepflanzt, aus Freude an den fremdländischen Pflanzen und um zu erproben, ob sie im südwestdeutschen Klima gedeihen würden. Es handelt sich heute um einen rund 100 bis 150 Jahre alten Baumbestand. Das Arboretum kann am ehesten mit einem den Holzpflanzen gewidmeten Botanischen Garten verglichen werden. Es ist eine für die Epoche der Kolonialisierung und Erforschung neuer Erdteile charakteristische Form der Parkanlage, wobei die Bäume nicht primär als malerische Pflanzgruppen gesetzt, sondern nach und nach hinzugekauft wurden. Man hat sie nach Gattung und Art beschriftet, wissenschaftlich systematisiert und erforscht. Es ist der am besten überlieferte Teil der großherzoglichen Gartenanlagen. Freilich muss auch hier für die größer werdenden Bäume durch das Fällen anderer Bäume oder durch Verlagerung von Wegen Platz geschaffen werden.

Weinanbau gab es auf der Insel seit Jahrhunderten. Der Weinberg am Südabhang des Hochplateaus wurde unter dem Großherzog Friedrich I. angelegt; er ließ die Weinbergmauern errichten, den Boden austauschen, mit Rebsorten experimentieren. Die Mauern und der Reberg- oder Schwedenturm, der zur spätmittelalterlichen Befestigung gehört (siehe den lang gezogenen Grünstreifen unterhalb der Arboretums (Abb. 10 u. 15), sind im Bestand vorhanden, der westliche Teil wird aktuell wieder mit Reben bestockt.



18 Mainau, „Schwedenturm“, datiert 1588.

Der Italienische Garten ist ein geometrisch angelegter Ziergarten am Südhang des Hochplateaus, an der Stelle, an der sich bereits im 17. Jahrhundert ein Ziergarten befunden hatte. Im Zuge des Historismus kam es innerhalb von Landschaftsgärten zur Anlage neubarocker Gartenanlagen, den sog. Italienischen Gärten. Um den südländischen Charakter zu betonen, fasste man die Gartenbereiche mit Balustraden und offenen Arkaden ein und stellte der italienischen Renaissance nachempfundene Statuen auf. Der auf der Mainau 1860 vom Biebricher Gartendirektor Thelemann konzipierte „Blumengarten“ spiegelt genau diese Zeitströmung wieder“ (Parkpflegewerk S. 86). Der zentrale Bereich des Italienischen Gartens ist in Bezug auf die gartenarchitektonischen Elemente gut überliefert; bepflanzt ist er heute nur mit Rosen.

Der Landschaftspark mit Seemauer, mäandermendem Uferrandweg, Wiesen, Obstbäumen bestimmt die Ufer der Insel und integriert die im Inselinneren, unterhalb des Schlossbergs gelegenen landwirtschaftlich genutzten Flächen. Am besten erhalten ist heute noch der südliche und südöstliche Abschnitt dieses Gartenbereiches (Abb. 17). Der seenahe Bereich wurde traditionell für Wiesen genutzt (1843/45: Nussbaumwiese, untere Seewiese, Wiese an der Seemauer entlang des Schlosshaldenwegs, Zimmerplatzwiese am Lindenweg), ihr Ertrag sollte durch neue, von Karlsruhe bestimmte Gras- und Kleearten gesteigert werden. 1856/57 wurde der Fahrweg unter den Reben als Maulbeerallee bepflanzt; diese sind an diesem Standort schlecht gediehen, nur ein Baum steht noch. Die neue Seeufermauer an der Südseite der Insel hat man 1864/65 gebaut und abschnittsweise das Terrain dahinter aufgefüllt. Ein geschlängelter Weg mit Sitzplätzen wurde dort entlanggeführt und eine Anpflanzung mit Gehölzgruppen mit Pappeln. Der Obst- und Gemüsegarten südöstlich unterhalb des Weinbergs wurde im Jahr 1890 angelegt, einzelne Obstbäume sind erhalten.

In diesem Gartenbereich sind große Flächen am Fuß der Weinberge und entlang des Hauptweges, der abgegangenen Maulbeerallee, heute für Rosenpflanzungen und die herbstliche Dahlienschau umgenutzt. Auch andere Neugestaltungselemente wie die Wassertreppe, die zwischen Italienischem Garten und dem Landschaftsgarten am Seeufer in die Südseite des Schlossbergfelsens hineingearbeitet wurde, haben diesem Gartenbereich ein neues Gepräge gegeben. Das Bodenrelief musste aber für diese Blumenanpflanzungen und ihre unterschiedlich gestalteten Beeteinfassungen nicht oder nur unwesentlich verändert werden. Abseits des Hauptweges und am Seeufer ist die historische Gestaltung auch heute erlebbar.

## Die ganze Insel Mainau ist Park

Zur Wertigkeit der herausragenden Gartenanlage aus großherzoglicher Zeit

Die bis heute prägende historische Schicht von hoher Wertigkeit entstand unter Großherzog Friedrich I. von Baden, der die Gartenanlage von 1853 bis zu seinem Tod 1907 umgestalten ließ. Entscheidend ist dabei, dass damals die gesamte Insel zum Park wurde. Neben dem erhöht gelegenen Gelände um das Schloss, das schon im Barock mit Zier- und Nutzgärten gestaltet worden war, kam nun die gesamte Insel als mit neuem Wegenetz, so den Alleen und dem Uferweg, erschlossener Landschaftsgarten hinzu. Einbezogen wurden dabei die tiefer gelegenen, traditionell landwirtschaftlich genutzten Flächen, insbesondere Wiesen, Obstwiesen und Gärtnerei, sowie die an den Ufern vermutlich naturnah belassenen Bereiche. Diese Parkanlage diente als angemessen schmückendes Umfeld des Schlosses der Repräsentation und der Erholung der großherzoglichen Familie, die die Mainau als Sommersitz nutzte. Daneben war es eine dendrologische und landwirtschaftliche Versuchsanstalt, die unter großem persönlichem Engagement von Großherzog Friedrich I. und seinen Hofgärtnern betrieben wurde. Seit den starken Frosteinbrüchen des Winters 1869/70 gewann die Mainau diesbezüglich vor den traditionellen Parkanlagen des Hauses Baden in Schwetzingen und Karlsruhe die erste Priorität. Nach dem Tod ihres Mannes verfügte Großherzogin Luise, dass in Park und Garten nichts geändert werden dürfe, die Mainau sollte so bleiben, wie er sie gestaltet hatte.

Die Insel Mainau ist mit der archivalisch-historischen Erforschung und der Bestandserhebung des Parkpflegewerks heute die weitaus am besten untersuchte Gartenanlage des ehemaligen Großherzogtums Baden aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Um die Parkanlage auf der Insel Mainau vor dem Hintergrund der Maßnahmen in den anderen großherzoglichen Parks oder anderen wichtigen Gartenanlagen Badens beurteilen zu können, müssten Untersuchungen zum Schlosspark in Karlsruhe – dort gab es in einem Teilbereich ein Arboretum – in Schwetzingen, in Baden-Baden und Badenweiler gemacht werden. Bekannt ist heute nur, dass der Hofgärtner Mayer auch für die Gestaltung des Schlossvorplatzes in Karlsruhe zuständig war. Die Mainau scheint aber zumindest seit 1869/70 in Bezug auf die dendrologischen Fragestellungen und die landwirtschaftlichen Versuche eine Vorrangstellung innerhalb Badens eingenommen zu haben.

Graf Lennart Bernadotte, ein Urenkel des Großherzogs Friedrich II., führte in dem zwischenzeit-

lich verwilderten Park nach 1932 Pflegemaßnahmen durch und hat ihn bis heute erhalten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Park für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dadurch wurden sukzessive Veränderungen für die verkehrsmäßige Abwicklung der großen Besucherströme notwendig oder als Zugeständnisse an den Zeitgeschmack vorgenommen. Die Hauptwege wurden verbreitert und befestigt, eine neue Zufahrtsbrücke gebaut, Parkplätze angelegt, viele der Alleen gefällt oder zumindest stark reduziert. Entfernt wurden die meisten Skulpturen und die vom Hofgärtner Mayer entworfenen Parkbänke. Die Neuerungen der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts sind additiv hinzugefügte Elemente mit kleinteiliger Umgestaltung einzelner Bereiche. Sie sind nicht Thema dieser Ausführungen.

Zu hoffen ist, dass die Unterschutzstellung eines Teils des Mainauparks als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung zum Anlass werden wird, die Qualitäten der historischen Gärten erstmals der interessierten Öffentlichkeit bekannt zu machen und der Pflege des historischen Bestandes dieser Gärten eine hohe Priorität einzuräumen. Wünschenswert wäre ein auf der Grundlage des Parkpflegewerks erstellter historischer Gartenführer mit entsprechenden Kartierungen, um den an Gartenkunst- und Gartengeschichte interessierten Besuchern die Möglichkeit zu eröffnen, dieses Gartenensemble in seinen Besonderheiten zu erleben und zu verstehen.

### Literatur:

Hermann Brommer, Schlosskirche Insel Mainau. Schnell und Steiner Kunstführer, München, Zürich 1980, 6. Auflage 1990.

Hans Martin Gubler, Johann Caspar Bagnato und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsaß-Burgund im 18. Jahrhundert. Sigmaringen 1985.

Kreuz und Schwert, Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß. Ausstellungskatalog, Mainau 1991.

Hans Dorn, Blumeninsel Mainau, Parkpflegewerk, 1993.

Hans Dorn, Bernd H. K. Hoffmann, Gartenhistorische Untersuchung Insel Mainau, in: Das Bauzentrum, 8, 1997, S. 54 ff.

Dagmar Zimdars u. a., Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg II, München 1997, S. 431–33.

**Dr. Bertram Jenisch**

**Dr. Petra Wichmann**

LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau



## Fünf vor Zwölf für die ehemalige Schiggendorfer Schmiede Meersburg-Schiggendorf, Gebhardsweilerstraße 18

*Die Schiggendorfer Schmiede war das erste Objekt, das 2004 im Zuge einer Veranstaltungsreihe im Bodenseekreis unter dem Stichwort „Ortstermin Denkmalpflege“ einer interessierten Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Einmal im Monat erhielten Architekten, Handwerker, Restauratoren, Mitarbeiter der Unteren Denkmalschutzbehörden und der Gemeinden sowie weitere an Denkmalpflege Interessierte Gelegenheit, die Restaurierung, Instandsetzung oder den Umbau eines Kulturdenkmals unmittelbar vor Ort kennen zu lernen. Die jeweiligen Hauptakteure der Baustellen, insbesondere die Architekten und Bauleiter, die Handwerker und Restauratoren, aber auch die Bauherren berichteten über den Werdegang ihres Projektes und konnten ausführlich befragt werden. Unter dem Motto „Denkmalpflege zum Anfassen“ sollten die Ziele, Ergebnisse und Erfahrungen denkmalpflegerischer Tagesarbeit kritisch diskutiert werden.*

Joachim Faitsch / Volker Caesar

Das stattliche Sichtfachwerkhaus stammt aus dem Jahre 1731 und steht am westlichen Ortsrand des Weilers Schiggendorf. Die ehemalige Schmiede wurde bereits 1936/37 auf der Grundlage der Badischen Landesbauordnung in das

Verzeichnis der Baudenkmale aufgenommen und gilt daher als in das Denkmalsbuch eingetragen. Als 1982 die Liste der Kulturdenkmale im Bodenseekreis auf der Grundlage des DSchG neu erstellt wurde, zeigen die Fotos das Haupthaus be-



1 Meersburg-Schiggendorf, Schmiede. Blick von Südwesten auf den Ökonomieteil des Hauptgebäudes, Zustand 1957. Foto: Alfons Rettich, Konstanz.



2 Der Ostgiebel der Schiggendorfer Schmiede; im Hintergrund das Werkstattgebäude, Zustand um 1985.

reits in einem schlechten baulichen Zustand. Die Schäden am benachbarten Werkstattgebäude waren schon so weit fortgeschritten, dass man auf dessen Aufnahme in die Denkmalliste verzichten musste. Kurze Zeit später fiel das Nebengebäude in sich zusammen. 1991 war von der Werkstatt nur mehr ein überwachsener Schutthügel zu sehen. Der Zustand des Hauptgebäudes hatte sich weiter verschlechtert, sodass durch den städtischen Bauhof eine erste Notabstützung der südwestlichen Hausecke vorgenommen werden musste. Die Versuche, mit den beiden betagten Eigentümerinnen in Kontakt zu treten oder gar ein Konzept zur Sicherung ihres Hauses zu besprechen, scheiterten immer wieder. Sie ließen niemanden an sich herankommen, geschweige denn ihr Haus betreten. Erst ihr Ableben eröffnete die Möglichkeit, für die ehemalige Schmiede ein längst überfälliges Erhaltungskonzept umzusetzen.

### Rettung in letzter Minute

Wegen der seit Jahrzehnten fehlenden Bauunterhaltung hatten die Schäden an dem zuletzt nicht mehr bewohnten Fachwerkhaus Besorgnis erregend zugenommen. Seine Rettung kam buchstäblich in letzter Minute. Das bedeutende Kulturdenkmal gelangte im Herbst letzten Jahres end-



lich in die Hände denkmalinteressierter Eigentümer. Nach sofort durchgeführter Notsicherung – zum Glück rechtzeitig vor Ankunft des Orkantiefs Gerda – wurden der historische Baubestand und dessen Schäden erfasst und auf dieser Grundlage die Instandsetzung der Holzkonstruktion begonnen. Das Haus soll später als Einfamilienhaus genutzt werden.

In den Wintermonaten 2003/2004 waren sowohl der angetroffene Schadensumfang als auch die zahlreichen Reparaturstellen besonders gut zu beobachten. Da mit der fortschreitenden Arbeit

3 Nordöstliche Stube im Obergeschoss mit teilweise heruntergebrochenem Deckentäfer, Zustand Oktober 2003.

4 *Östliches Giebeldreieck; oben die verblasste Datierung mit den Symbolen des Schmiedehandwerks, Zustand Herbst 2003.*

der Zimmerleute und nachfolgender Handwerker das zerstörte Gefüge wieder Stück für Stück „zusammenwächst“, lässt sich nur in diesem hier vorgestellten Zwischenzustand die wahre Schadensdramatik anschaulich machen. Die ersten Reparaturschritte sind denn auch für viele Denkmaleigentümer oft die belastendsten Phasen im Bauablauf, sollen die Bauherren doch inmitten all der freigelegten Schadensbilder nicht den Mut verlieren und zugleich vor ihrem geistigen Auge eine positive Vorstellung des fertigen Zustandes entwickeln.

### Bau- und Nutzungsgeschichte

In ihrer 1985 erschienen Publikation „Bauernhäuser im Bodenseekreis“ führt Petra Sachs zur Gattung der Handwerkerhäuser Folgendes aus: „Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein beschränkte sich die Zahl und Art der im Dorf ansässigen Handwerker auf ein Minimum dessen, was der tägliche Bedarf erforderte. Da keiner der Handwerker von seinem Handwerk allein leben konnte, betrieben alle nebenher noch eine kleine Landwirtschaft. Im Ortsbild haben sich die Handwerkerhäuser rein äußerlich nicht von den üblichen Häusern der Klein- und Mittelbauern unterschieden. Auch Handwerkerhäuser waren quergeteilte Einhäuser mit Wohnteil, Stall und Tenne unter einem Dach ... Eine Ausnahme machte da allerdings die Dorfschmiede. Sie war in jedem größeren Dorf von besonderer Bedeutung und unentbehrlich, weil in der Schmiede all jene Eisenteile hergestellt wurden, die man für Pferde (Hufeisen und Geschirr) und landwirtschaftliche Geräte (Pflüge, Wagen, Fässer) so dringend brauchte. Nur die Schmiedewerkstatt befand sich meist nicht im Haupthaus, sondern wegen der Feuergefährlichkeit der Esse in einem freistehenden Nebengebäude.“

5 *Blick in den Mittelflur des Obergeschosses mit den beidseitigen Stubentüren, Zustand Oktober 2003.*



Im Weiteren liefert Petra Sachs zur ehemaligen Schmiede in Schiggendorf folgende Kurzbeschreibung: „Die Verbindung von ländlichem Handwerk und Landwirtschaft zeigt sich im Haupthaus: zweistöckiger, quergeteilter Fachwerkbau mit Tenne und Stall, die Tenneneinfahrt liegt allerdings an der rückwärtigen Giebelseite. Der reiche Fachwerkschmuck zeugt von der besonderen Bedeutung des Schmieds. Im Giebel eingemalt: Datierung (1731) und Symbole des Schmiedehandwerks, wie Zange und Hufeisen. Die Schmiedewerkstatt war im freistehenden, teils massiv, teils aus Fachwerk bestehenden Nebengebäude untergebracht.“

Der Mitte der 1980er Jahre erfolgte Einsturz des Werkstattgebäudes verhinderte leider weitere Erkenntnisse über den ehemaligen Schmiedebetriebe. Im Zuge der Bestandsdokumentation ließen sich jedoch einige Aufschlüsse gewinnen, die die Schiggendorfer Schmiede von Vergleichsbauten unterscheidet und ihre Bedeutung unterstreicht. Da ist zunächst die Lage am Rande des kleinen Weilers, die auf die besondere Stellung oder Fertigkeit des Schmieds hinweist. Er konnte es sich offenbar leisten, dass seine Kunden auch aus den weiter entfernten Dörfern zu ihm kommen mussten. Schiggendorf alleine hätte ihn mit seinem Handwerk keinesfalls ernähren können.

Auch mit seiner äußeren und inneren Erschließung und den Grundrissen weicht das Haus deutlich von den traditionell quergeteilten Einhäusern im Bodenseekreis ab. Hauseingang und Scheunentor liegen nicht an der Traufseite, sondern an

den Giebeln, was eine Mittelflurerschließung der Grundrisse zur Folge hat.

Baufaufnahme und Baubefunde bestätigen, dass die Schmiede im 19. Jahrhundert aufgrund gewandelter Nutzungsanforderungen baulich verändert wurde. An der Südostecke des Erdgeschosses wurde eine ehemals offene, durch Pfosten gestützte und gegliederten „Laube“ durch gemauerte Außenwände mit neuer Befensterung geschlossen, Stube und Küche eingebaut und der Mittelflur bis zum heutigen Hauseingang im Ostgiebel verlängert. Es liegt nahe, dass dieser Teil des Erdgeschosses mit dem ehemals zur alten Landstraße hin halboffenen Eckraum der bauzeitliche Platz der Schmiede war, bevor für die feuergefährliche Nutzung ein eigenes Werkstattgebäude westlich des Haupthauses errichtet wurde.

Das Obergeschoss mit den beiden Stuben am Ostgiebel war ursprünglich ausschließlich den Wohnräumen des Schmieds vorbehalten, deren Kammern bis in den heutigen Ökonomie teil reichten. Im Zuge der Umbaumaßnahmen des 19. Jahrhunderts, die einen Zugewinn an Wohnräumen im Erdgeschoss brachten, wurde im Obergeschoss der Winkelflur mit der bauzeitlichen Treppensituation aufgegeben und verkürzt. Dabei entfielen eine Wohnkammer sowie der Zugang zum ehemaligen Aborterker an der nördlichen Traufwand. Stattdessen konnte zusätzlicher Bergeraum für die landwirtschaftliche Nutzung gewonnen werden.

Weitere konstruktive Veränderungen wurden vermutlich erst Anfang des 20. Jahrhunderts ausgeführt. Der Austausch der ehemaligen Fachwerkaußenwände gegen Ziegelmauerwerk auf der Nord- und Westseite des Erdgeschosses ist auf die Feuchtigkeits- und Salzschäden durch die Stallnutzung zurückzuführen. Wenig erfolgreich war die damals vorgenommene „Modernisierung“ der



beiden Giebel durch Beseitigung ihres weiten Dachüberstandes, denn fortan fehlte den Fachwerkfassaden ein wirksamer Witterungsschutz. Die bauzeitlichen Schwebegiebel, die jeweils ein Flugsparrenpaar getragen haben müssen, lassen sich noch anhand der abgesägten Rähmbalken und den Versätzen für die wohl knieförmigen Büge nachweisen.

#### Schäden

Die lange Verwahrlosung des Hauses machte es gewissermaßen zu einem Musterbeispiel höchst unterschiedlicher und zum Teil schwerster Bauschäden. Das Dach ist als einfach liegender Stuhl mit Stuhlschwellen konstruiert, die Längsaussteifung erfolgt über Windrispen, die von den Stuhlständen jeweils in die Stuhlschwellen eingreifen. Das Kehlgebälk wurde beim Einbau eines Heuaufzuges in den 1960er Jahren entfernt. Dadurch wurde ein erheblicher Teil der Dachlasten über die Sparren direkt in die bereits geschädigten Köpfe der Dachbalken geleitet.

*6 Im 19. Jahrhundert eingefügte Tür in der Südfassade; rechts die massive Außenwand anstelle der ehemals offenen „Schmiedelaube“, Zustand Herbst 2003.*



*7 Südöstliche Stube im Obergeschoss, Blick auf die südseitigen Fenster, Zustand Oktober 2003.*



8 Giebel des Ökonomieteils nach Einbau des Heuaufzugs, Zustand 1973.

9 Notsicherung der Südwestecke des Ökonomieteils im Herbst 2003.

Jahrzehntelanger Wassereintritt durch die zunehmend schadhafte Biberschwanzdeckung hatte große Teile der Dachbalkenlage und insbesondere der Dachfußpunkte mit den Stuhlschwellen, Sparren- und Stuhlfüßen und den Fachwerkrahmen zerstört. Die dauerfeuchten Balkenköpfe und Schwellen wurden zum Teil regelrecht durch die Dachlasten zerquetscht oder durchstanzt. Besonders dramatisch war jedoch, dass sich die Schäden am Dachfuß nicht auf einzelne Schwerpunkte beschränkten, sondern an diesem Haus rundum vorlagen!

Für den Ökonomieteil wirkte sich verhängnisvoll aus, dass etliche Decken- und Dachbalken irgendwann „im Wege“ waren und einfach herausgesägt wurden. Diese fehlenden Zugverbindungen und die im angewachsenen Straßenniveau längst verrottete Grundschwelle ließen die Traufwand ausknicken und das Bauwerk an seiner südwestlichen Ecke in eine bedenkliche Schiefelage geraten.

Das Fachwerk des westlichen Giebeldreiecks war schon immer mit einer Brettschalung geschlossen. Zusammen mit dem vorkragenden Schwe-

begiebel war dies ein optimaler Wetterschutz. Durch das Entfernen des Dachüberstandes und das lange Fehlen einiger Schalungsbretter entstand eine „Wasserschneise“, in der alle Riegel der Fachwerkkonstruktion ausfalteten. Im nordwestlichen Kammer- und Scheunenbereich fehlten zuletzt Teile der Dachdeckung, sodass ein Abschnitt der Außenwand des Obergeschosses vollständig zerstört wurde.

### Reparaturkonzept

Nach der sofortigen zimmermannsmäßigen Notsicherung folgte das schier endlose Ausräumen von Abfall und Schutt aus dem Gebäude. Anschließend wurde ein großflächiges Regenschutzdach montiert, um zur Entlastung der labilen Konstruktion die Handstrich-Biberschwanzziegel für die Wiederverwendung zu bergen, die umfanglichen Reparaturen witterungsunabhängig durchzuführen und zugleich die Austrocknung des Hauses zu fördern. Der umfangliche Bestand



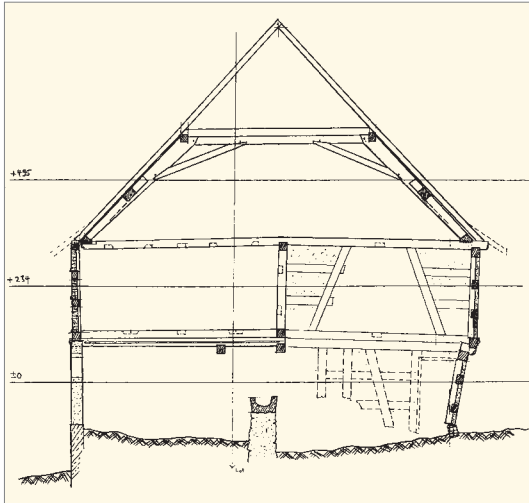
10 Jahrelanger Wassereintritt hat starke Fäulnis-schäden an der Stuhlschwelle, den Balkenköpfen und dem Rähm der südlichen Traufe hinterlassen, Zustand November 2003.



11 Stubenfenster mit Schiebeflügeln im Obergeschoss des Ostgiebels, Zustand Herbst 2003.







12 Querschnitt durch den Ökonomieteil; herausgesägte Deckenbalken und die abgefaulte Grundschwelle haben zum Kippen der südlichen Außenwand geführt.

qualitätvoller historischer Fenster, Türen, Täfer und andere hölzerne Ausbauelemente wurden ebenfalls geborgen, um sie nach Restaurierung in der Werkstatt später wieder einzubauen.

Die bauzeitlichen Gefachfüllungen, die überwiegend aus hochkant gemauerten Backsteinen bestehen, wurden dort entfernt, wo sie zwingend der Fachwerkreparaturen weichen mussten. Angesichts der großflächigen Schäden ist der Verlust jedoch beträchtlich. Glücklicherweise können im reich gegliederten Ostgiebel fast alle Ausfachungen erhalten werden, da sich die notwendigen Holzreparaturen hier in Grenzen halten und einige Schäden über Hilfskonstruktionen behoben werden können. Das Giebelfeld mit dem auf Putz gemalten Baudatum 1731 und den Symbolen des Schmiedehandwerks wurde vor Baubeginn beidseitig mit Tafeln gesichert, ebenso ein Gefachfeld in der kleinen nordöstlichen Stube, auf dem sich ein aufgemaltes florales Motiv mit einem Vogel erhalten hat. Sie sollen später an Ort und Stelle konserviert werden.

Die Schadenslage erforderte eine Kombination aus Reparatur in traditioneller Zimmermannstechnik zur Wiederherstellung des ursprünglichen Tragsystems mit der zusätzlichen Einfügung einzelner Konstruktions- und Verstärkungshölzer. Mit Rücksicht auf das bauzeitliche Tragsystem wurde auch der Wiedereinbau früher entfernter Kammerwände im Obergeschoss und fehlender Unterzüge in der „Schmiedelaube“ im Erdgeschoss vorgesehen. Ebenso sollen die abgesägten Dachvorsprünge wieder hergestellt werden, um den Witterungsschutz für die Fachwerkgiebel, insbesondere für den Westgiebel, zurückzugewinnen.

Soweit es die Holzsubstanz zulässt, werden teilzerstörte Hölzer wie Balkenköpfe, Ständer oder Riegel durch angeblattete Reparaturstücke ersetzt. Die Anblattungen an Deckenbalken, Pfetten und Rähmen werden weitgehend als liegende Gerberstoßverbindungen ausgeführt. Die liegenden Blätter haben sich als ausreichend steif erwiesen und erlauben, die Verluste an originaler Holzsubstanz zu minimieren. Außerdem sind sie bei Einschubdecken besonders günstig. Dort behalten die Deckenbalken trotz beidseitiger Nuten einen genügend tragfähigen Holzquerschnitt. Kraftschlüssige Verbindungen werden durch M16-Verschraubungen mit Geka-Dübeln hergestellt. Diese Verschraubungen sind so angelegt, dass sie bei Schwund durch die zu erwartende allmähliche Holzaustrocknung nachgezogen werden können. So bleiben sowohl die statischen Eigenschaften der Verbindungen als auch die exakten Anarbeitungen der Stöße zwischen altem und neuem Holz trotz Holzschwund gewahrt. Bei mehreren Bauteilen erzwang die fortgeschrittene Holzzerstörung die baugleiche Erneuerung. Die Reparaturstellen und Holzoberflächen werden weitgehend auf „Sichtqualität“ gearbeitet und brauchen beim späteren Innenausbau nicht aus ästhetischen Gründen verkleidet werden.



13 Türbeschlag einer Stubentür.

14 Giebel des Wohnteils, Zustand Herbst 2003.





15 Wiederherstellung der Pfettenauskragung mit knieförmigem Bug für das Flugsparrenpaar am Ostgiebel, Zustand Februar 2004.

Bis zum Jahresende 2004 sollen alle Baumaßnahmen abgeschlossen sein. Viele Reparaturstellen werden dann wieder hinter Verputz, Verschalung, Täfer oder unter Dielenböden verschwunden sein. Die hier dargestellte Schadens-, Sicherungs- und Reparaturphase wird dann ein selbstverständlicher Teil der Baugeschichte dieses wertvollen Fachwerkhauses geworden sein. Allerdings wird nur ein sehr aufmerksamer Betrachter noch erahnen können, wie „bewegt“ dieser jüngste Abschnitt im Leben der ehemaligen Schmiede war. Er hätte beinahe ihr letzter sein können.

16 Südliche Traufe während der Reparatur, neuer Rähmbalken wird für den Wiedereinbau vorbereitet, Zustand Dezember 2003.

17 Südliche Traufe nach dem Wiedereinbau des Rähms; zerstörte Balkenköpfe wurden mit liegenden Blattverbindungen ersetzt, Zustand Dezember 2003.

18 Südliche Traufwand des Ökonomieteils; abgefälzte Grundschwelle wurde ersetzt und erhielt neues Fundament, Zustand März 2004.

**Dipl. Ing. Volker Caesar**  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalfpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen

**Joachim Faitsch**  
Klausenbauernhof  
Ippichen 1  
77709 Wolfach

# Denkmalporträt



## Nach Dienstschluss darf der Soldat Bürger sein Das Mehrzweckgebäude „Küche I“ der ehemaligen Eberhard-Finckh-Kaserne in Engstingen

Als erste Bundeswehrekaserne in Baden-Württemberg wurde 1957 die später nach dem Widerstandskämpfer Eberhard Finckh benannte Kaserne in Engstingen (Kreis Reutlingen) errichtet. Mit der Planung beauftragt war die so genannte „Architektengemeinschaft Engstingen“, eine Gruppe von Architekten um die beiden Hochschulprofessoren Ludwig H. Kresse und Wilhelm Tiedje, die auch maßgeblich am Wiederaufbau der Stadt Stuttgart beteiligt waren. Vom Gebäudebestand der ehemaligen Artilleriekaserne erfüllen lediglich zwei funktional und gestalterisch herausragende Einzelbauten die Kriterien zur Einstufung als Kulturdenkmale: das Offizierscasino und die so genannte „Küche I“.

Bemerkenswert ist die Gestaltung der neuen Kasernenengebäude in damals modernen Architekturformen, die sich damit deutlich von vergleichbaren Bauten der Wehrmacht abheben. In diesem architektonischen und zugleich programmatischen Gegensatz kommt das Selbstverständnis der nach dem Krieg neu gegründeten Bundeswehr zum Ausdruck, die den Schutz von Frieden und demokratischer Freiheit als ihre Aufgabe definierte. Die Architektur orientiert sich an zeitge-

nössischen Schul- und Universitätsbauten, die mit weitläufigen Frei- und Grünflächen umgeben sind, sodass eher der Eindruck eines Campusgeländes entsteht anstatt einer herkömmlichen Kaserne mit Blockbebauung. Die Gebäude sollten nicht nur den militärisch bedingten Anforderungen genügen, sondern auch den Bedürfnissen der Soldaten als „Bürger in Uniform“ gerecht werden.

Die ehemalige „Küche I“ dokumentiert als weitgehend unverändert überliefertes Gebäude aus der ersten Bauphase der Eberhard-Finckh-Kaserne in anschaulicher Weise die damaligen baulichen Ansprüche der Bundeswehr. Neben seiner Funktion als Versorgungseinrichtung diente der Bau auch als Aufenthalts- und Festgebäude mit Bühne und Einrichtung zur Filmvorführung.

Der ausgedehnte Gebäudekomplex über längsrechteckigem Grundriss ist eine Komposition aus Rechteckkörpern, die entsprechend ihrer jeweiligen Funktion in Material und Kubatur unterschiedlich gestaltet sind. Dabei wurde der rückwärtige Gebäudeteil mit Versorgungsräumen zweigeschossig, der nach Süden, zur Straße gelegene Bereich eingeschossig ausgeführt. Ein brei-



ter Haupteingang in der Mitte der Straßenseite des Gebäudes führt in ein großes Foyer, von dem aus alle Bereiche erschlossen werden: Zur linken Seite führen zwei Eingänge in den repräsentativen Speise- und Festsaal, dahinter, zur Hofseite, befinden sich das Offiziersheim und die Großküche. Zur rechten Seite des Foyers ist gleich neben dem Eingang ein kleiner Friseursalon untergebracht; daneben, entlang der Straßenseite, das Mannschaftsheim. Von dort, wie auch von der Halle aus, führen Zugänge zum in der Gebäude-mitte liegenden Atrium, das an der Hofseite vom Unteroffiziersspeisesaal und Unteroffiziersheim, an der Ostseite von einem Flur umfangen wird. Von hier aus kann über einen Laubengang der östlich liegende Pächterbungalow erreicht werden.

Bezeichnend für die Architektur der Erbauungszeit sind die unterschiedlich hohen Gebäudeteile mit Flach- und Pultdächern, der Materialkontrast aus Beton, Glas und Klinker, aber auch das Ineinanderwirken von Außen und Innen. So erlauben

die teils bis zum Boden verglasten Fensterflächen sowohl eine freie Sicht in die Umgebung als auch einen ungehinderten Blick in die Gemeinschaftsräume von außen. Wichtige Konstruktionselemente wie z. B. Betonpfeiler oder Klinkerwände werden vom Außenbau ins Innere weitergeführt. Die feingliedrige Fensterfassade des Speise- und Festsaals ist vor die Stahlbetonstützen gehängt. Sie verleiht dem Gebäude Eleganz und Leichtigkeit und steht in spannungsreichem Gegensatz zu den massiven Seitenwandscheiben sowie den beiden als Betonkuben ausgebildeten Eingängen. Die heute weiß getünchten Gebäudeseiten mit im Beton abgesetzten Rechteckfeldern waren zur Erbauungszeit farbig gefasst. Die Ausstattung des Innern mit Holzpaneelen und Parkettboden verleihen dem Speise- und Festsaal eine gediegene, seiner repräsentativen Funktion angemessene Gestaltung. Auf seine gehobene Sonderfunktion verweist auch die vorgelagerte Grünanlage mit Wasserbecken.

Nach dem Abzug der Bundeswehr gründeten die Gemeinde Engstingen, die Stadt Trochtelfingen und die Gemeinde Hohenstein den Zweckverband „Gewerbepark Engstingen-Haid“ und erwarben das Areal samt Bauten. Ziel des Zweckverbandes ist die komplette Umnutzung der ehemaligen Eberhard-Finckh-Kaserne als Gewerbepark. Für die „Küche I“ wird nun ein Investor gesucht, der das Gebäude einer denkmalverträglichen Nutzung zuführt.

**Iris Fromm-Kaupp M. A.**

LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen

# Denkmalporträt



## Wie eine Siedlung im Dorf Die katholische Kirche St. Verena in Meckenbeuren-Kehlen

Den alten Dorfkern von Meckenbeuren-Kehlen (Bodenseekreis) dominiert seit 1968 die katholische Kirche St. Verena, ein herausragendes Beispiel für die sakrale Architektur jenes Jahrzehnts. Es handelt sich um einen bewegten Gruppenbau mit dem im Grundriss nahezu quadratischen Kirchenschiff, das hauptsächlich durch Öffnungen am gestuft ansteigenden Dach belichtet wird, samt Chor, turmartigem Eingangsbereich, Seitenkapellen und rückwärtiger Taufkapelle. Der Entwurf stammt von den bekannten Stuttgarter Architekten Hans Kammerer und Walter Belz, die diesen Bau in ihrem umfangreichen Œuvre selbst hoch einschätzten; ausgeführt wurde er unter Mitarbeit von Hans-Ulrich Schröter.

Als die historistische Vorgängerkirche wegen Bau-fälligkeit abgerissen werden musste, entschloss sich die Pfarrgemeinde, auch auf Anraten der Architekten, für die Beibehaltung des Standorts abseits der modernen „neuen Mitte“ von Kehlen. Umgeben von älteren Häusern, aber auch mit Ausblicken in das freie Umland entstand ein geräumiger Kirchenbau im damals bevorzugten Material Sichtbeton – konsequent bis hin zu den Fußbodenplatten. Ein großes, aber nicht himmelstürmendes, sondern den dörflichen Maßstab

wahrendes Gebäude, das schon von den Zeitgenossen mehrfach publiziert wurde.

Markant und unverwechselbar bilden unterschiedlich hohe Pultdächer, die um das stufenförmig ansteigende Flachdach gruppiert sind, die Silhouette der Kirche. Mit Ausnahme des Turms ist in ihnen die indirekte Beleuchtung von Chor, kapellenartig gestalteten Schiffswänden und Musikempore ver-





borgen. Der Austausch von Außenwelt und Innenraum geschieht in der Hauptsache und auf raffinierte Weise indirekt, da die großen Lichtöffnungen in den Kapellendächern vom Betrachter abgekehrt sind. Der Turm, die Wendeltreppe zum Jugendraum und das weit heruntergezogene Dach der Taufkapelle sind gebaute Skulpturen, wobei vor allem das Kapellendach durch die plastische Formung der Traufkante und des Abflusses besonders wirkungsvoll akzentuiert ist. Diese Auffassung vom Gebäude als Skulptur, noch befördert durch die hermetisch wirkenden, niedrigen

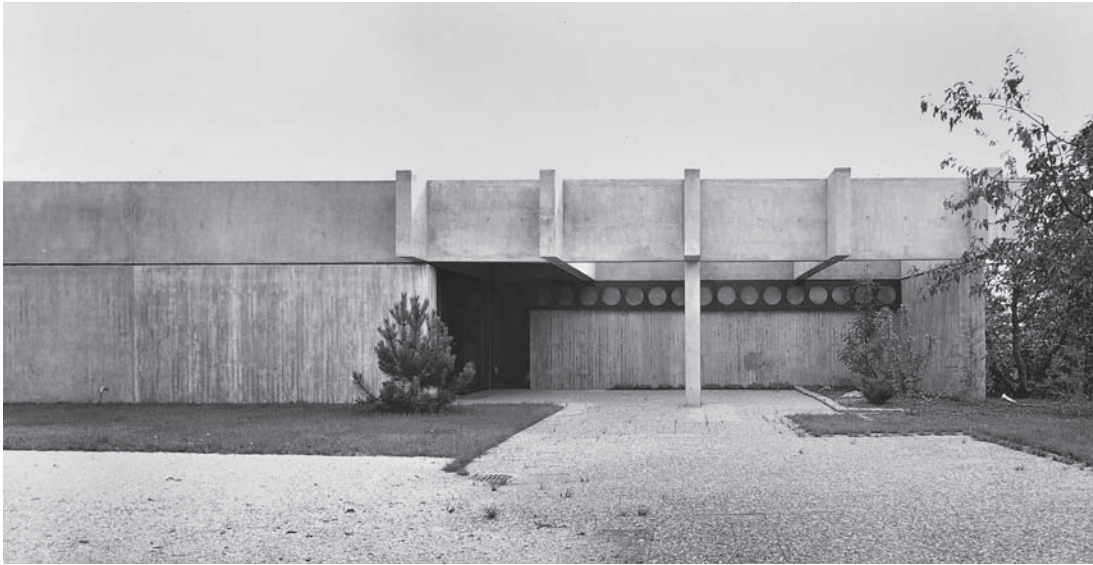
Wände, steht beispielhaft für eine der prägenden Architekturströmungen in den 1960er-Jahren. Der Entwurf von Kammerer und Belz macht eigentlich aus der Kirche eine Gebäude-Landschaft, die mit ihren unterschiedlich hohen Dächern antwortet auf die kleinteilige Siedlung ringsum.

Umso überraschender empfängt die monumentale Ruhe des Innenraums den Eintretenden. Der weite Saal mit rückwärtigen Fenstern und Oberlichtern wirkt durch seine ruhigen Wände und sparsam verteilten konstruktiven Akzente ganz geschlossen. Er ist auf den hell beleuchteten Chor ausgerichtet – dabei deutlich an Bühnensäle erinnernd. Einen wichtigen Beitrag zur sakralen Würde des Innenraums leistet die Bildende Kunst. Vor allem die aus aufbrechenden, farbig gefassten Kuben bestehende Altarwand lässt in ihrer, die Naturgesetze scheinbar aufhebenden Schwerelosigkeit die Abkehr von der Alltagsrealität zu. Gestaltet wurde die Wand – eine Vision des himmlischen Jerusalem – ebenso wie die kleineren Reliefs in den Seitenkapellen als Gemeinschaftsarbeit von dem Bildhauer Franz Bucher und dem Maler Emil Kiess, in enger Abstimmung mit den Architekten.

**Dr. Michael Ruhland**

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen*

# Denkmalporträt



## Leben mit Kunst Haus und Sammlung Domnick in Nürtingen

Wahrscheinlich war es der Einfluss des Malers Willi Baumeister und des Kunsthistorikers Hans Hildebrandt, deren Nachbarn das Ehepaar Ottomar und Greta Domnick nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Stuttgart geworden war. Vielleicht war es aber auch ihr Beruf als Fachärzte für Psychologie und Neurologie, der sie empfänglich machte für eine Kunst, die anscheinend vom Unterbewussten geprägt war. Jedenfalls begannen die Domnicks im Jahre 1946 mit großer Begeisterung, abstrakte Malerei zu sammeln.

Innerhalb weniger Jahre trugen sie mehr als 150 Gemälde zusammen. Kunsthistorische Überlegungen spielten hierbei jedoch keine Rolle. So richteten sie den Blick kaum einmal in die Vergangenheit, die daher nur von einzelnen Vorkriegsarbeiten repräsentiert wird. Viel mehr interessierte sie die aktuelle Malerei, die sie oft noch im Atelier erwarben. Zugute kamen ihnen dabei die freundschaftlichen Beziehungen, die sie – zumeist wohl durch Vermittlung Baumeisters – zu vielen Malern knüpfen konnten. Die persönlichen Kontakte bedingten wohl auch die weitgehende Beschränkung auf den abstrakten Expressionismus in Deutschland und Frankreich, also lyrische Abstraktion, Informel und Tachismus, wobei sie von manchen Malern zahlreiche Werke, von anderen gar keine erwarben. Weit aus am umfangreichsten in der Sammlung vertreten sind Hans Hartung, den Ottomar Domnick in Paris kennen gelernt

hatte und über den er 1949 die erste Monographie verfasste, sowie Fritz Winter und natürlich ihr Stuttgarter Nachbar Willi Baumeister. Aber auch von Max Ackermann, Julius Bissier, Peter Brüning, Gerhard Fietz, Gerhart Hoehme, Arnulf Rainer, Werner Schanz oder Pierre Soulages finden sich mehrere Arbeiten.

Allerdings klang die Sammelleidenschaft der Domnicks schon Mitte der 50er-Jahre ab, als die Abstraktion sich etabliert und gegenüber der figurativen Malerei durchgesetzt hatte. Damit hatte sie für Ottomar Domnick, der zeitlebens eine Vorliebe für das Ungewöhnliche hegte, wohl an Attraktivität verloren. Die Bestände wurden jetzt nur noch durch einzelne Werke ergänzt und abgerundet, wobei die Sammler aber eine bemerkenswerte Offenheit für neue Richtungen innerhalb der abstrakten Kunst zeigten. Serielle und monochrome Arbeiten fanden daher ebenso Aufnahme wie solche der neokonkreten Kunst und sogar der Op Art.

Die Begeisterung Ottomars Domnicks für das Neue und Fortschrittliche tritt auch in seinen anderen Interessensgebieten zutage, vor allem im Film. 1950 mit Dokumentarfilmen über moderne Kunst beginnend, drehte Domnick bis 1972 mehrere Spielfilme, die als Wegbereiter des experimentellen Films gelten. Außerdem interessierte er sich stark für zeitgenössische Musik und nicht zuletzt für schnelle Autos – eine Leidenschaft, die



unterstreicht, dass er die Modernität zu seinem Programm machte.

Dies spiegelt auch das Haus wider, das er aufgrund der Platznot im Stuttgarter Anwesen und nach einem gescheiterten Versuch, die Sammlung auf Dauer in die Obhut der Stuttgarter Staatsgalerie zu geben, schließlich für die Kunstsammlung – und nicht nur für diese – erbaute. Als Architekten gewann er mit Paul Stohrer einen der wichtigsten Vertreter der Stuttgarter Nachkriegsarchitektur, mit dem ihn nicht nur das Faible für Sportwagen verband, sondern vor allem die Liebe zur abstrakten Malerei, in der sich Stohrer als Mitglied der Vereinigung malender Architekten „ligne et couleur“ auch selbst versuchte. Nach einem Jahr gemeinsamer Planungsarbeit entstand 1967 in einem damals noch abseits gelegenen Naturschutzgebiet bei Nürtingen ein Gebäude, wie es sich Domnick nach eigenem Bekunden schon lange als „Lebensraum“ für seine Bilder erträumt hatte: „schlicht, einfach, ohne Pathos“, sich ganz seinem Zweck unterordnend und dabei ausgesprochen modern gestaltet. Über quadratischem Grundriss wurde, teilweise aus Fertigteilen, ein eingeschossiger, flach gedeckter Skelettbau im Rasterystem von sieben mal sieben Modulen errichtet. Die Außenwände bestehen aus Sichtbeton, ebenso wie die Stützen, Unterzüge und Decken. Die nicht tragenden und manchmal auch nicht bis zur Decke gezogenen Zwischenwände wurden aus Backsteinen gemauert und gekalkt. Bemerkenswerterweise wurden die Stützen und Decken dunkelgrau gestrichen, der Boden dagegen mit hellen Waschbetonplatten ausgelegt.

Vor dem Besucher entfaltet sich eine offene und doch kaum zu überblickende, da betont asym-

metrische, fast schon abstrakt anmutende Folge von Raumkompartimenten, die zudem auf verschiedenen Ebenen angeordnet sind und dezentrale Innenhöfe umschließen. Tageslicht dringt jedoch nur durch wenige Fensteröffnungen, zu meist werden die Gemälde mit Spots angestrahlt. Auf den ersten Blick scheinbar ausschließlich für die Hängung von Gemälden genutzt, erschließt sich dem Betrachter angesichts von dezent eingefügtem Mobiliar von Eames und Le Corbusier und einem Steinway-Flügel erst allmählich, dass er sich keineswegs nur in einem Museumsbau, sondern auch in einem Wohnhaus befindet. Vollends klar wird ihm dies, sobald der Galeriebereich schließlich in den reinen Wohnbereich des Ehepaars Domnick übergeht: Wohn-, Besprechungs- und Arbeitszimmer sind noch einsehbar, nur Ess- und Schlafräume sind dem Blick entzogen. Museum und Wohnung gehen so eine vollkommene Symbiose ein, die später noch ausgedehnt wurde durch einen das Haus umgebenden Skulpturengarten mit zahlreichen abstrakten Eisen- und Stahlplastiken.

Mit dem Haus Domnick wurde ein vollkommen neuer Gebäudetypus geschaffen: Kein mit Kunst ausgestattetes Wohnhaus, sondern ein Museum, in dem gewohnt wird – und nicht nur das, sondern in dem auch noch Aufführungen moderner Musik stattfinden, in dem ein Filmschneiderraum eingerichtet ist und in dem der Hausherr so manchen Besucher am Ende des Rundganges in die Garage führte, um ihm auch seine Autos zu zeigen. Mit diesem Haus war Domnicks lang gehegter Wunsch erfüllt: ein Haus zu bauen für seine durch und durch von der Leidenschaft für das Moderne geprägten Interessen, ein Haus vor allem aber „für die Kunst und das Gespräch, für die Begegnung“.

1977 schloss das Ehepaar Domnick mit dem Land Baden-Württemberg einen Erbvertrag, der nach dem Tod Ottomars 1989 und Gretas 1991 zur Gründung der landeseigenen Stiftung Domnick führte. Schon zuvor, im Jahr 1982, waren das Haus und die Sammlung aufgrund ihrer außergewöhnlichen und höchst qualitativollen Einheit von Architektur und Kunstsammlung als Sachgesamtheit von besonderer Bedeutung in das Denkmaltbuch eingetragen worden.

**Dr. Dieter Büchner**

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation*

*Berliner Straße 12*

*73728 Esslingen am Neckar*



# Personalia

Dr. Karsten Preßler  
Bau- und Kunstdenkmalfpflege,  
Esslingen am Neckar

Karsten Preßler, geboren 1967 in Weinheim an der Bergstraße, studierte Europäische Kunstgeschichte und Mittlere und Neuere Geschichte in Mainz und Heidelberg. Mit der Promotion über die von Georg Moller errichtete Darmstädter Ludwigskirche mit dem Schwerpunkt ihres Wiederaufbaues nach dem 2. Weltkrieg schloss er 1997 sein Studium ab.

Das 1998 begonnene Volontariat beim Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz in Mainz ermöglichte ihm den gewünschten beruflichen Einstieg in die Denkmalpflege. Anschließend war er dort unter anderem an der Organisation der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalfpfleger im Jahr 2000 beteiligt.

Seit Juni 2000 ist Karsten Preßler beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abteilung Bau- und Kunstdenkmalfpflege, beschäftigt. Nach einer befristeten Anstellung bei der Außenstelle Karlsruhe wechselte er im Juli 2001 nach Stuttgart bzw. Esslingen, wo er als Gebietsreferent der Bau- und Kunstdenkmalfpflege für die Landkreise Rems-Murr und Göppingen sowie einige Stuttgarter Stadtteile zuständig ist.

## Buchbesprechung

Ralf Lange: *Architektur und Städtebau der Sechzigerjahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975.*

Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 65, Bonn 2003. ISBN 3-922135-13-5.

„Ziel des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz ist es, der Öffentlichkeit in genereller Weise Sinn und Ziel der Bewertung baulicher Geschichtszeugnisse vor Augen zu führen.“ Diesem Ansinnen folgend, hat sich die Schriftenreihe bereits mit *Architektur und Städtebau der Fünfzigerjahre* (Band 33, 1987; Bericht der Fachtagung Band 41, 1990) und der *(19)30er-/40er-Jahre* (Band 46, 1994) befasst. Auch mit seiner neuesten Publikation liefert das Nationalkomitee einen aktuellen Beitrag zur Denkmalkunde. Kaum eine Epoche ist gegenwärtig stärker von Veränderung und von Abriss betroffen als die Architektur der Sechzigerjahre. Dies liegt nicht zuletzt in der

mangelhaften Bausubstanz begründet. Doch es fehlt auch an Bewusstsein, dass es sich bei Bauten dieser Zeit um wertvolles und zu erhaltendes Kulturgut handeln könnte. Nicht von ungefähr, wurde doch selbst von Seiten des Nationalkomitees für Denkmalschutz noch 1987 von der Nivellierung gesprochen, die sich *im so genannten „Bauwirtschafts-Funktionalismus“ der Sechzigerjahre ... vollzog*. Wie immer ist es schwer, die notwendige Distanz zu finden, um sich wissenschaftlich mit einer zeitlich so nahen Epoche zu befassen. Doch erst durch diese notwendige Auseinandersetzung rücken die bisher häufig verkannten architektonischen und städtebaulichen Qualitäten der Sechzigerjahre deutlich ins Blickfeld.

Wie bereits bei anderen Denkmalgruppen wird auch in diesem Zusammenhang deutlich, dass es die Aufgabe der Denkmalämter ist, Kriterien für die wissenschaftliche Beurteilung zu erarbeiten. Bis die aus unserer Sicht brennenden Themen im universitären Umfeld aufgegriffen werden, ist es für viele Kulturdenkmale bereits zu spät. Insofern wurde der hier vorzustellende Band von allen Kolleginnen und Kollegen dringend erwartet und er enttäuscht diese Erwartungen nicht.

Mit dem Begriff der „Sechzigerjahre“ wird eine Architekturepoche umfasst, die sich nach Jahreszahlen bis in die Mitte der Siebzigerjahre erstreckt. Interessant ist, dass sich dieser Epochenbegriff sowohl für die Bundesrepublik als auch für die DDR ablesen lässt. In den Überblickskapiteln werden Charakteristika herausgearbeitet und exemplarisch an Einzelobjekten verdeutlicht: die Hinwendung zu ungeschliffenen, elementaren Formen und Materialien (Wallfahrtskirche in Velbert-Nevides), das Experimentieren mit neuartigen Konstruktionen (Olympiapark München), die Weiterentwicklung des industrialisierten Bauens, sei es durch Module (Universität Marburg) oder die Perfektionierung des Plattenbaus; neue Dimensionen



Karsten Preßler



in Stadtplanung (Berlin-Alexanderplatz) und Wohnungsbau (Halle-Neustadt, Hamburg-Steilshoop). An diese ausgesprochen informativen Kapitel reißen sich in bewährter Weise die Einzelbeispiele, gruppiert nach Bauaufgaben. Hinweise auf wichtige Gebäude wurden aus den Denkmalämtern geliefert, die Auswahl unterlag baugeschichtlichen Gesichtspunkten. Baden-Württemberg ist mit insgesamt 19 Beispielen vertreten, davon vier Schulbauten, drei Industriebauten, drei Kirchen und zwei Einfamilienhäuser – eine durchaus realistische Gewichtung.

Der baugeschichtliche Ansatz fällt insbesondere bei der Bildauswahl ins Auge, die sich überwiegend aus zeitgenössischen Aufnahmen rekrutiert – so schmückt den Titel ein Foto der sicherlich sehr zeittypischen, jedoch 1984 wegen irreparabler Bauschäden abgebrochenen Metastadt in Dorst-Wulfen. Aus Sicht der Denkmalpflege ist die Verwendung historischer Aufnahmen nicht unproblematisch. Zwar wird auf vorhandenen Denkmalschutz bei den Objekten hingewiesen, da die Gebäude jedoch in „jungfräulichem“ Zustand abgebildet sind, führt dies zu Verschiebungen in der Bewertung aus heutiger Sicht. So z. B. an den beiden Karlsruher Beispielen: Der Teppichsiedlung von Gieselmann fehlt heute aufgrund zahlreicher Veränderungen der suggerierte geschlossene Eindruck, die Gebäude der Bundesgartenschau sind abgerissen.

Das Architekturgeschehen der Sechzigerjahre wird in dieser sehr informativen Broschüre differenziert und nachvollziehbar darlegt, der Band ist mit Sicherheit ein „Augen-Öffner“ für alle Interessierten und liefert den Fachleuten wichtige Grundlagen für die Bewertung.

Ulrike Plate

„Wirtschaft am See“: Museum für Archäologie des Kantons Thurgau, Frauenfeld (Schweiz)

„Mensch am See“: Pfahlbaumuseum, Unteruhldingen (Bodenseekreis)

„Mobilität am See“: Federseemuseum, Bad Buchau (Kreis Biberach).

Jede dieser vier Ausstellungen ist in sich geschlossen, eine Ausstellung ergänzt die andere.

Das „Pfahlbauquartett“ ermöglicht eine Rundreise durch die Zeit der Pfahlbauten von Oberschwaben über den Bodensee bis in den Thurgau.

Während der Dauer dieser vier Ausstellungen veranstaltet das „Pfahlbauquartett“ zahlreiche Aktionen und Führungen in den Museen und auf den Ausgrabungen ... und auch Feste.

Über die Öffnungszeiten der vier Museen des „Pfahlbauquartetts“ und die vielfältigen Veranstaltungen informieren Sie sich leicht ab Anfang Mai im Internet unter [www.pfahlbauquartett.de](http://www.pfahlbauquartett.de)

## Abbildungsnachweis

- J. Feist, Pliezhausen: Titelbild;  
 W. Faitsch, Wolfach: 115 unten, 116 unten, 117 unten, 118, 119 oben, 120;  
 R. Weich, Heiligenberg: 115 oben;  
 Sammlung Domnick Nürtingen (H. Alexy 1967): 125;  
 (R. Kircher 1999): 126;  
 Ev. Kirchengemeinde, Aich (Archiv H. Klatte): 90;  
 Archäologisches Landesmuseum Konstanz: 76 oben, 79 unten;  
 LDA Esslingen: 82 oben, 83 oben, 84 oben, 89 unten, 91 oben;  
 LDA Esslingen (Referat 35): 92, 94 oben, 95–98;  
 LDA Esslingen (F. Pilz): 85–86, 93, 94, 99, 100;  
 LDA Esslingen (R. Gensheimer): L 8320/085-02 v. 31. 3. 1989: 107;  
 LDA Esslingen (O. Braasch): L 8320/085-02 v. 30. 10. 2000: 101;  
 LDA Freiburg (Referat 34): 102, 103 oben, 109, 110, 111, 112;  
 LDA Karlsruhe (B. Hausner): 67–72;  
 LDA Tübingen: 116 oben, 117 oben, 119 unten;  
 LDA Tübingen (Referat 34): 121, 122, 123; J. Feist: 124; Privat: 127;  
 Nach: Alt-Württemberg in Ortsansichten und Landkarten von Andreas Kieser 1680–1687. Hrsg. Hans-Martin Mauerer u. Siegwalt Schiek. Band 2: Die Ortsansichten – Tübinger Forst: Aych, Blatt 18–2. Stuttgart 1985: 89 oben;  
 Nach: Hans Martin Gubler, Johann Caspar Bagnato und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsaß-Burgund im 18. Jahrhundert (Sigmaringen 1985): 105;  
 Nach: Kreuz und Schwert. Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß. Ausstellungskatalog Schloss Mainau (1991): 103 unten, 106;  
 Nach Katalog Mikwe. Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland. Hrsg. G. Heuberger (Frankfurt/Main 1992): 77.

## Ausstellung

**Pfahlbauquartett**  
 Vier Museen präsentieren 150 Jahre  
 Pfahlbau-Archäologie  
 15. Mai bis 3. Oktober 2004

Das Jahr 1854 bedeutet einen Meilenstein in der Geschichte der Archäologie. Im Winter dieses Jahres wurde am Ufer des Zürichsees die erste Pfahlbausiedlung entdeckt.

Vier Museen rund um den Bodensee und in Oberschwaben sowie die Unterwasser- und Pfahlbauarchäologie des Landesdenkmalamtes feiern gemeinsam als deutsch-schweizerisches „Pfahlbauquartett“ 150 Jahre Pfahlbauarchäologie:

„Wohnen am See“: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz



Herausgeber des Kataloges sind:  
Landesdenkmalamt Baden Württemberg, Unterwasserarchäologie/Pfahlbauarchäologie, Gaienhofen-Hemmenhofen (Kreis Konstanz);  
Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz;  
Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, Uhldingen-Mühlhofen (Bodenseekreis);  
Federseemuseum, Bad Buchau (Kreis Biberach);  
Amt für Archäologie des Kantons Thurgau, Frauenfeld (Kanton Thurgau).

Diese vier Ausstellungen bieten eine facettenreiche Gesamtschau vom Leben und den Lebensbedingungen in den Siedlungen an den Seeufern während der Jungsteinzeit und Bronzezeit. Das „Pfahlbauquartett“ ermöglicht eine Rundreise durch die Zeit der Pfahlbauten von Oberschwaben über den Bodensee bis in den Thurgau. Während der Dauer dieser vier Ausstellungen werden zahlreiche Aktionen und Führungen in den Museen und auf den Grabungen... und auch Feste veranstaltet.

Über die Öffnungszeiten der vier Museen des „Pfahlbauquartetts“ und die verschiedenen Veranstaltungen informieren Sie sich ab Anfang Mai 2004 am leichtesten und umfassend im Internet unter [www.pfahlbauquartett.de](http://www.pfahlbauquartett.de)

Hinweise auf die Veranstaltungen in der Bodensee-Region und in der ganzen Schweiz finden Sie im Internet auch unter [www.pfahlbauten.ch](http://www.pfahlbauten.ch) und [www.archaeosuisse.ch](http://www.archaeosuisse.ch)

### Frühkeltische Grabhügel im Umfeld des Ipf Alte und neue Ausgrabungen von Bopfingen-Unterriffingen und Kirchheim-Osterholz

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Württembergischen Landesmuseum und der Stadt Bopfingen

Museum im Seelhaus in Bopfingen (Ostalbkreis)

23. April bis 12. September 2004

Dienstag bis Freitag: 14–16 Uhr

Samstag, Sonntag, Feiertag: 14–17 Uhr

Tel. 07362 / 80129

Den Schwerpunkt der Ausstellung bilden die 1958 und 2003 ausgegrabenen hallstattzeitlichen Grabhügel bei Unterriffingen (Stadt Bopfingen) und von Osterholz (Gemeinde Kirchheim am Ries). Erstmals gezeigt wird das Grab von Unterriffingen in der rekonstruierten Grabkammer sowie die frisch restaurierten und reich und farbig verzierten hallstattzeitlichen Gefäße aus Hügel 2 von Osterholz. Dieser Grabhügel mit

Sichtkontakt zum Ipf illustriert die Genese der eisenzeitlichen Siedlung auf dem Berg zu einem frühkeltischen Fürstensitz.

Zur Ausstellung erscheint Heft 47 der „Archäologischen Informationen aus Baden-Württemberg“ über die Ergebnisse der jüngsten archäologischen Forschungen am Ipf und in seinem Umfeld.

## Buchbesprechung



Ralf Lange: Architektur und Städtebau der Sechzigerjahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 65, Bonn 2003. ISBN 3-922135-13-5.

„Ziel des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz ist es, der Öffentlichkeit in genereller Weise Sinn und Ziel der Bewertung baulicher Geschichtszeugnisse vor Augen zu führen.“ Diesem Ansinnen folgend, hat sich die Schriftenreihe bereits mit Architektur und Städtebau der Fünfzigerjahre (Band 33, 1987; Bericht der Fachtagung Band 41, 1990) und der (19)30er-/40er-Jahre (Band 46, 1994) befasst. Auch mit seiner neuesten Publikation liefert das Nationalkomitee einen aktuellen Beitrag zur Denkmalkunde. Kaum eine Epoche ist gegenwärtig stärker von Veränderung und von Abriss betroffen als die Architektur der Sechzigerjahre. Dies liegt nicht zuletzt in der mangelhaften Bausubstanz begründet. Doch es fehlt auch an Bewusstsein, dass es sich bei Bauten dieser Zeit um wertvolles und zu erhaltendes Kulturgut handeln könnte. Nicht von ungefähr, wurde doch selbst von Seiten des Nationalkomitees

tees für Denkmalschutz noch 1987 von der Nivellierung gesprochen, die sich *im so genannten „Bauwirtschafts-Funktionalismus“ der sechziger Jahre ... vollzog*. Wie immer ist es schwer, die notwendige Distanz zu finden, um sich wissenschaftlich mit einer zeitlich so nahen Epoche zu befassen. Doch erst durch diese notwendige Auseinandersetzung rücken die bisher häufig verkannten architektonischen und städtebaulichen Qualitäten der Sechzigerjahre deutlich ins Blickfeld.

Wie bereits bei anderen Denkmalgruppen wird auch in diesem Zusammenhang deutlich, dass es die Aufgabe der Denkmalämter ist, Kriterien für die wissenschaftliche Beurteilung zu erarbeiten. Bis die aus unserer Sicht brennenden Themen im universitären Umfeld aufgegriffen werden, ist es für viele Kulturdenkmale bereits zu spät. Insofern wurde der hier vorzustellende Band von allen Kolleginnen und Kollegen dringend erwartet und er enttäuscht diese Erwartungen nicht.

Mit dem Begriff der „Sechzigerjahre“ wird eine Architekturepoche umfasst, die sich nach Jahreszahlen bis in die Mitte der Siebzigerjahre erstreckt. Interessant ist, dass sich dieser Epochenbegriff sowohl für die Bundesrepublik als auch für die DDR ablesen lässt. In den Überblickskapiteln werden Charakteristika herausgearbeitet und exemplarisch an Einzelobjekten verdeutlicht: Die Hinwendung zu ungeschliffenen, elementaren Formen und Materialien (Wallfahrtskirche in Velbert-Nevigés), das Experimentieren mit neuartigen Konstruktionen (Olympiapark München), die Weiterentwicklung des industrialisierten Bauens, sei es durch Module (Universität Marburg) oder die Perfektionierung des Plattenbaus; neue Dimensionen in Stadtplanung (Berlin-Alexanderplatz) und Wohnungsbau (Halle-Neustadt, Hamburg-Steilshoop). An diese ausgesprochen informativen Kapitel reihen sich in bewährter Weise die Einzelbeispiele, gruppiert nach Bauaufgaben. Hinweise auf wichtige Gebäude wurden aus den Denkmalämtern geliefert, die Auswahl unterlag baugeschichtlichen Gesichtspunkten. Baden-Württemberg ist mit insgesamt 19 Beispielen vertreten, davon vier Schulbauten, drei Industriebauten, drei Kirchen und zwei Einfamilienhäuser – eine durchaus realistische Gewichtung.

Der baugeschichtliche Ansatz fällt insbesondere bei der Bildauswahl ins Auge, die sich überwiegend aus zeitgenössischen Aufnahmen rekrutiert – so schmückt den Titel ein Foto der sicherlich sehr zeittypischen, jedoch 1984 wegen irreparabler Bauschäden abgebrochenen Metastadt in Dorstewulfen. Aus Sicht der Denkmalpflege ist die Verwendung historischer Aufnahmen nicht unproblematisch. Zwar wird auf vorhandenen Denkmalschutz bei den Objekten hingewiesen, da die

Gebäude jedoch in „jungfräulichem“ Zustand abgebildet sind, führt dies zu Verschiebungen in der Bewertung aus heutiger Sicht. So z. B. an den beiden Karlsruher Beispielen: Der Teppichsiedlung von Gieselmann fehlt heute aufgrund zahlreicher Veränderungen der suggerierte geschlossene Eindruck, die Gebäude der Bundesgartenschau sind abgerissen.

Das Architekturgeschehen der Sechzigerjahre wird in dieser sehr informativen Broschüre differenziert und nachvollziehbar darlegt, der Band ist mit Sicherheit ein „Augen-Öffner“ für alle Interessierten und liefert den Fachleuten wichtige Grundlagen für die Bewertung.

Ulrike Plate

## Abbildungsnachweis

- J. Feist, Pliezhausen: Titelbild;  
 W. Faitsch, Wolfach: 115 unten, 116 unten, 117 unten, 118, 119 oben, 120;  
 R. Weich, Heiligenberg: 115 oben;  
 Sammlung Domnick Nürtingen (H. Alexy 1967): 125;  
 (R. Kircher 1999): 126;  
 Ev. Kirchengemeinde, Aich (Archiv H. Klätte): 90;  
 Archäologisches Landesmuseum Konstanz: 76 oben, 79 unten;  
 LDA Esslingen: 82 oben, 83 oben, 84 oben, 89 unten, 91 oben;  
 LDA Esslingen (Referat 35): 92, 94 oben, 95–98;  
 LDA Esslingen (F. Pilz): 85–86, 93, 94, 99, 100;  
 LDA Esslingen (R. Gensheimer): L 8320/085-02 v. 31. 3. 1989: 107;  
 LDA Esslingen (O. Braasch): L 8320/085-02 v. 30. 10. 2000: 101;  
 LDA Freiburg (Referat 34): 102, 103 oben, 109, 110, 111, 112, 128;  
 LDA Karlsruhe (B. Hausner): 67–72;  
 LDA Tübingen: 116 oben, 117 oben, 119 unten;  
 LDA Tübingen (Referat 34): 121, 122, 123; J. Feist: 124; Privat: 127;  
 Nach: Alt-Württemberg in Ortsansichten und Landkarten von Andreas Kieser 1680–1687. Hrsg. Hans-Martin Maerer u. Siegwalt Schiek. Band 2: Die Ortsansichten – Tübingen Forst: Aych, Blatt 18–2. Stuttgart 1985: 89 oben;  
 Nach: Hans Martin Gubler, Johann Caspar Bagnato und das Bauwesen des Deutschen Ordens in der Ballei Elsaß-Burgund im 18. Jahrhundert (Sigmaringen 1985): 105;  
 Nach: Kreuz und Schwert. Der Deutsche Orden in Südwestdeutschland, in der Schweiz und im Elsaß. Ausstellungskatalog Schloss Mainau (1991): 103 unten, 106;  
 Nach Katalog Mikwe. Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland. Hrsg. G. Heuberger (Frankfurt/Main 1992): 77.

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

**Das Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Esslingen am Neckar; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit, Restaurierung, Technische Dienste, Zentralbibliothek  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Tel. 0711 / 6 64 63-0  
Fax 0711 / 6 64 63-444  
[www.landesdenkmalamt-bw.de](http://www.landesdenkmalamt-bw.de)

### Dienststelle Esslingen am Neckar (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711 / 6 64 63-0  
Telefax 0711 / 6 64 63-444

### Unterwasserarchäologie/ Pfahlbauarchäologie

Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon 07735 / 30 01  
Telefax 07735 / 16 50

### Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**  
Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe  
Telefon 0721 / 926-48 01  
Telefax 0721 / 926-48 00

### Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Inventarisierung**  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau  
Telefon 0761 / 7 03 68-0  
Telefax 0761 / 7 03 68-44

### Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a  
79098 Freiburg/Breisgau  
Telefon 0761 / 2 07 12-0  
Telefax 0761 / 2 07 12-11

### Archäologie des Mittelalters

Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau  
Telefon 0761 / 7 03 68-0  
Telefax 0761 / 7 03 68-66

### Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
**Archäologische Denkmalpflege**  
**Inventarisierung**  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen  
Telefon 07071 / 9 13-0  
Telefax 07071 / 9 13-201